

Geschichte der Mennoniten

bis zum

18. Jahrhundert

von

E. W e y d m a n n

weil. Prediger der Mennoniten-Gemeinde in Crefeld.

Herausgegeben vom Publikations-Ausschuss der „Vereinigung
der Mennoniten-Gemeinden im Deutschen Reich.“

NEUWIED

Heusersche Verlags-Druckerei

1905.

Vorwort.

Nachfolgende Schrift des im Sommer 1903 verstorbenen Pastors Ernst Weydmann aus Crefeld ist ein Teil der Arbeit, mit welcher er sich an dem Preisausschreiben der „Vereinigung der Mennoniten-Gemeinden“ beteiligte. Die Arbeit konnte den Preis nicht erhalten, weil sie nach dem Urteil der Preisrichter den Bedingungen des Ausschreibens nicht entsprach. Doch war man darüber einig, daß ein Teil der Weydmannschen Ausführungen verdiente gedruckt zu werden und in manchen Kreisen gern gelesen werden würde. So entschlossen sich Freunde des inzwischen Verstorbenen das Manuskript anzukaufen und teilweise zu veröffentlichen, nachdem auch die „Vereinigung der Mennoniten-Gemeinden“ einen Beitrag zu den Druckkosten bewilligt hatte.

Lic. Haake-Neuwied übernahm es, den Teil der Arbeit, welcher die Geschichte der Mennoniten-Gemeinden bis zum 18. Jahrhundert enthält, durchzusehen und die Drucklegung zu besorgen. Es galt zunächst, den bunt verteilten Stoff sachlich zu gliedern und neue Übergänge zu suchen.

Dann wurde das Manuskript nach Stil, Satzbau und Rechtschreibung durchgearbeitet; die fremdsprachlichen Citate wurden übersetzt; mit einem Worte: es wurde versucht zu tun, was der Verfasser selbst etwa getan haben würde, wenn ihn nicht der Tod während der Arbeit hinweggerafft hätte. Der Inhalt selbst blieb im großen und ganzen unberührt, doch wurden die Winke der Preisrichter nach Möglichkeit beachtet.

Motto:

**Halte, was Du hast, daß niemand
Deine Krone nehme.**

Offenb. 3,11.

Groß und wunderbar, oft unerforschlich sind die Ratschlüsse Gottes, nach welchen die Geschichte und Entwicklung der Kirche Christi sich vollzogen hat. Durch die weltüberwindende Macht des Evangeliums und die Glaubenskraft ihrer Bekenner hat sie die Menschheit zu stets höheren Stufen der Erkenntnis, der Sittlichkeit und Religion erhoben, hat eine neue christliche Weltanschauung im Laufe der Jahrhunderte zum Siege geführt; aber wie oft ist sie auf diesem Wege auch gehemmt worden durch die Vermischung mit weltlichen, heidnischen und jüdischen Elementen, sowie infolge der Entstellung und Verdunklung der göttlichen Wahrheit durch den Unverstand und die Herrschsucht der Menschen. Auf die Zeit der ersten Liebe und Begeisterung, da die Gemeinde Christi mit ihren ursprünglichen, einfachen Sitten und Ordnungen der Wahrheit noch am nächsten stand, ist das nachapostolische Zeitalter gefolgt, in welchem die Bildung des Episkopats und des katholischen Lehramtes sich vollzieht. Aus den Verfolgungen der ersten Jahrhunderte neu gestärkt und siegreich hervorgegangen, wird die Kirche durch Kaiser Konstantin (t. 337) aus politischen und religiösen Gründen zur Staatskirche erhoben; sie genießt den Schutz der weltlichen Obrigkeit, gelangt zu Ansehen und Reichtum, wird aber dadurch auch abhängig vom Staate, der hinfort die wichtigsten Angelegenheiten der Christenheit, die kirchliche Gesetzgebung, die Berufung der Konzile, die Besetzung der höheren geistlichen Stellen, die Entscheidung bei Glaubensstreitigkeiten seinem Einfluß unterwirft, ja diesen als sein Recht in Anspruch nimmt.

Eine neue, große Wandlung von weltgeschichtlicher Bedeutung vollzieht sich in dem nun angehenden Mittelalter. Die Bischöfe von Rom, nicht gewillt, sich auf die Dauer der Vorherrschaft Konstantinopels und der Kaiser zu unterwerfen, ermutigt durch den Sieg des Bekenntnisses von Nicäa (325), gehoben durch das Ansehen der alten Welthauptstadt, erstreben nichts weniger als die unumschränkte Herrschaft über die ganze Christenheit. Wie ist's ihnen zum großen Teil gelungen! Die Kirche Christi, in der Zeit der Apostel die Gemeinschaft der durch Glauben und Liebe verbundenen Anhänger des Herrn, wird durch die Bischöfe und Päpste von Rom zu einer Heilsanstalt und Priesterkirche. Sie hält sich für berechtigt und berufen, die Menschen ihrer Leitung und Bevormundung zu unterwerfen; sie ist nach ihrer Ansicht die alleinige und notwendige Vermittlerin des Heils; sie erhebt den Anspruch auf die höchste geistliche und weltliche Gewalt, auch über Kaiser und Könige, Völker und Staaten: sie ist im Grunde die Erneuerung des altrömischen Cäsarentums.

Kein Wunder, daß es seit den ältesten Zeiten wahrheitsliebende, ernstgesinnte christliche Gemeinschaften gegeben hat, welche in dieser zur Herrschaft gelangten Kirche keine Befriedigung fanden, sich von ihr zurückzogen oder ihr entgegentraten.

I.

Die Vorläufer der Taufgesinnten im Mittelalter.

Im 3. Jahrhundert traten die Novatianer mit dem Anspruch auf, daß die christliche Gemeinde als eine Gemeinschaft von wahrhaft Reinen und Heiligen keinen Todsünder in ihrem Schöße dulden dürfe, sondern solche unwiderruflich ausschließen müsse. Sie behaupteten, die rechten Evangelischen zu sein, hoben die Verbindung mit der römischen Kirche auf, taufte die zu ihnen Übertretenden von neuem und fanden wegen des sittlichen Ernstes ihrer Grundsätze große Verbreitung im römischen Reiche.

In einen ähnlichen Gegensatz zur herrschenden Kirche stellten sich im 4. Jahrhundert die Donatisten. Auch sie forderten vollkommene Reinheit der Gemeinde Christi, bekämpften die laue Kirchengzucht in ihrer Zeit sowie den

aristokratischen Geist des Episkopats, forderten vollständige Trennung von Kirche und Staat, „die ungeheure Macht eines mißverstandenen Glaubens über treue tatkräftige, düstere Gemüter bewährend.“ (Hase).

In demselben 4. Jahrhundert wagten es die Priscillianisten, der Verweltlichung der Kirche und den priesterlichen Anschauungen von der bischöflichen Amtswürde entgegen zu treten; sie verlangten die Taufe auf Grund eines persönlichen Glaubensbekenntnisses. Priscillian wurde 385 zu Tours in Frankreich hingerichtet; der erste Fall einer auf Betrieb der Kirche vollzogenen Ketzerverurteilung.

Die Paulicianer im 7. Jahrhundert verwarfen das rechtgläubige Kirchentum, nannten sich selbst einfach „Christen“, und waren dem Mönchtum und Priesterstand, sowie allem Bilder- und Mariendienst abgeneigt.

Große Verbreitung fanden seit dem 10. Jahrhundert die aus Bulgarien stammenden Katharer. Nach ihrer dualistischen Weltanschauung ist jede Berührung mit der Welt, jede Neigung zu ihr Sünde und zwar Todsünde. Vergebung und Gnade kann nur erlangt werden durch Entsagung der Welt und durch Eintritt in ihre Gemeinschaft der Reinen, wozu der Empfang der Geistestaufe erforderlich ist. Sie faßten das christliche Leben als strenge Nachfolge Christi auf, hielten buchstäblich die Gebote und Verbote der Bergpredigt und bedienten sich bestimmter Gebetsformeln. Einer ihrer Gegner, der Dominikaner Bernhard Gue (um 1320) sagt von diesen Katharern oder Albigensern: „Sie behaupten, daß sie gute Christen seien, nicht schwören, nicht lügen, nichts Böses von andern reden; sie töten keinen Menschen; sie zerren am Sakrament des Abendmahls und an der Beichte; sie sagen, daß sie den Glauben an Jesum und sein Evangelium haben und es halten, wie Christus und die Apostel es gelehrt haben; sie verteidigen sich mit der Schrift und lesen diese in der Landessprache; daher verwerfen sie die Einrichtungen der römischen Kirche.“ Innocenz III. ließ im Jahre 1209 einen Kreuzzug gegen sie predigen und machte nach einem zwanzigjährigen Ketzerkriege ihr blühendes Gebiet in Südfrankreich zur Einöde.

Von allen Rom feindlichen Religionsgemeinschaften hat keine so hohe Bedeutung erlangt und so feste Wurzeln ge-

schlagen wie diejenige der Waldenser. Während alle andern Reformparteien des Mittelalters durch die eiserne Faust der römischen Inquisition unterdrückt wurden und zu Grunde gingen, sind die Waldenser und die ihnen verwandten Böhmisches und Mährischen Brüder die einzigen gewesen, welche durch die Wahrheit ihrer Anschauungen, durch die Kraft ihres Glaubens und die Größe ihres Heldenmutes der sie verfolgenden Kirche beharrlichen, siegreichen Widerstand geleistet und bis zur gegenwärtigen Zeit sich erhalten haben. Obgleich die Geschichte der mittelalterlichen Waldenser erst gleichsam „im Groben herausgearbeitet“ worden ist, so hat die neuere Forschung doch schon sehr wichtige und dankeswerte Ergebnisse geliefert. Der Name der Partei stammt her von Petrus Waldus (Waldez, Valdes), einem reichen Kaufherrn von Lyon, der veranlaßt durch das Studium der Heiligen Schrift um das Jahr 1160 sich von der Welt lossagte, seine Güter den Armen schenkte, mit seinen Anhängern in apostolischer Einfachheit umherzog und besonders unter dem Landvolke Buße und Glauben an das Evangelium verkündigte. Von dem Erzbischof von Lyon zur Ruhe gewiesen, von dem Papste Lucius in den Bann getan, führte er das Leben eines Flüchtlings, gründete im südlichen Frankreich, in Spanien und Italien eine Anzahl von Gemeinden, soll zuletzt nach Böhmen gekommen und hier 1215 ruhig gestorben sein. Mag er auch auf die Partei, die von ihm den Namen erhielt, großen Einfluß ausgeübt haben, so ist doch die Tatsache bemerkenswert, daß die Anhänger jener Gemeinschaft ihn als den eigentlichen Stifter nicht anerkannten, sondern sich auf eine ältere Tradition beriefen. Sie selbst nannten sich einfach „Christen“, indem sie damit jede Berufung auf menschliches Ansehen ablehnten, oder auch „apostolische Brüder“, zum Zeichen, daß sie das Leben und die Einrichtungen der apostolischen Gemeinde sich zum Vorbild nehmen und durch Liebe und Gleichheit mit einander verbunden sein wollten. Im Volke hießen sie vielfach „Arme von Lyon“ oder je nach den Ländern, wo sie auftraten, Lombardische, Schweizer, „Böhmische Brüder“. Daneben wurden sie auch wohl „Gottesfreunde“ genannt; spottweise

auch Zöllner oder Weber, Winkler, Grubenheimer, Gartenbrüder, Bartleute.

Wie sehr die christlichen Gedanken, welche sie erfüllten, einem tiefgefühlten Bedürfnis ihrer Zeitgenossen entsprachen, geht daraus hervor, daß dieselben im ganzen westlichen Europa die schnellste und größte Verbreitung fanden: Wir begegnen den Waldensern in Savoyen, in der Lombardei und im südlichen Italien. In Spanien werden sie von König Alphons verurteilt, „wie es schon seine Vorfahren getan.“ Im nördlichen Frankreich, in Toul und Metz sowie in den Niederlanden sind sie zahlreich vorhanden. Eine kleine Schar setzte über den englischen Kanal und fand Aufnahme in England in der Grafschaft Kent. Besonders in Deutschland, in Nürnberg, Würzburg, Straßburg und am Niederrhein sind sie in großer Menge vertreten. Über die Waldenser in Köln berichtet Everwin, Propst der Prämonstratenser-Abtei Steinfeld in der Eifel, unter anderm Folgendes an den heiligen Bernhard: „In neuerer Zeit (um 1150) haben sich bei uns in der Nähe von Köln gewisse Ketzler gezeigt. Sie geben vor, allein dazustehen in der Nachfolge Christi und seiner Apostel und demzufolge die einzig wahre Kirche zu bilden. Indem sie sich einer fleckenlosen Sittlichkeit befleißigen und sich auf ihren Fleiß, ihre Mäßigkeit und die Einfachheit ihres Gottesdienstes berufen, vergleichen sie ihren Zustand mit dem der alten Märtyrer, die von Stadt zu Stadt flohen als Lämmer unter den Wölfen. Zu gleicher Zeit tadeln sie die Geistlichen als Verehrer der Welt und als falsche Apostel, die das Wort Gottes verdrehen und der Heiligkeit ihres Berufes ganz fremd geworden sind.“ Es wird ferner erzählt, daß die Waldenser in Österreich um 1240 eine selbständige Gemeinschaft bildeten. In Italien, von Adeligen und Fürsten beschützt, unterhielten sie um dieselbe Zeit mehr Schulen als die römische Kirche!

Was war es nun, was die Anhänger dieser Partei hauptsächlich von der römischen Kirche trennte. Vor allem das dort herrschende sittliche Verderben, insbesondere die Unwissenheit, Verweltlichung, Habsucht und Unwürdigkeit der Geistlichen. Von Anfang an haben die Waldenser Buße und Bekehrung, Heiligung des Lebens und stillen Wandel in einfacher Frömmigkeit und Gottesfurcht als das Wesent-

liehe des Christentums gefordert und durch ihr eignes Beispiel bezeugt. Ihre Gegner berichten von ihnen: „Die Haeretiker sind zu erkennen an ihrem Lebenswandel und an ihrer Redeweise. Sie sind nämlich in ihrem "Wandel gesetzt und bescheiden und tragen keinen Hochmut zur Schau in ihrem Äußern. Handel treiben sie nicht, um Unwahrheit, Eid und Betrug zu meiden. Reichtümer erstreben sie nicht, sondern sind mit dem Notwendigen zufrieden. Auch vom Zorn halten sie sich fern; fortwährend sind sie fleißig, lernen oder lehren und beten deshalb zu wenig (d. h. die vorgeschriebenen Gebete der Kirche.) Man erkennt sie ferner an ihrer schlichten und bescheidenen Redeweise, sie hüten sich vor unnützen Worten, vor üblen Nachreden, und leichtfertigem Sprechen, ebenso wie vor Lüge und Schwur." Allerdings wird ihnen nachgesagt: das alles sei im Grunde doch nur Schein und Heuchelei.

Die Veranlassung zu dieser ernsten Lebensauffassung der Waldenser lag offenbar in ihrer Stellung zu der Heiligen Schrift, die sie trotz des Bibelverbots von Toulouse (1229) in Übersetzungen sich zu verschaffen wußten, und in welcher sie außergewöhnlich bewandert waren. Ein Passauer Ketzer-richter, der sogenannte Pseudo-Reiner, berichtet um 1260 von ihnen: „Alle, sowohl Männer als Frauen, groß und klein, bei Tag und bei Nacht, hören nicht auf, zu lehren und zu lernen. Der Handwerker, der den Tag sein Brot verdienen muß, lernt in der Nacht und deshalb beten sie zu wenig infolge dieses Studiums." Neben der Heiligen Schrift haben die Waldenser niemals eigentliche feste Glaubensbekenntnisse besessen und auch nicht das sogenannte „apostolische Bekenntnis" im Sinn der Kirche aufgefaßt. Nach diesem letztern gefragt, hat einer von ihnen im Verhör ausgesagt: „Ich glaube an Gott den Vater und an Christum den Sohn, das ist genug, um das ewige Heil zu erwerben."

Nach Christi Wort und Gebot haben sie auch die Lehre des Alten Testaments und der Apostel beurteilt. Eigentümlich ist dabei der Umstand, daß sie andere altchristliche Schriften, z. B. den angeblichen Brief Pauli an die Laodicäer für kanonisch hielten, den „Hirten des Hermas" hochschätzten und die Aussprüche mancher Kirchenväter werthielten und gerne lasen. Als Zeugnis für die Wahrheit der Bibel, des

„äußeren Lichtes" galt ihnen vor allem das durch die Stimme des Gewissens und durch die Erfahrungen des Lebens vermittelte „innere Licht", d. h. das Zeugnis des heiligen Geistes im eigenen Innern. —

Eins der wichtigsten Gebote der Heiligen Schrift war für sie das von der Nachfolge Christi. In den „Allgemeinen Regeln der Brüder" heißt es: „Ihr sollt dem Leben Christi unseres lieben Heilandes nachfolgen und euch gänzlich darnach richten nach allem eurem Vermögen." Der sogenannte Gottesfreund aus dem Oberlande schreibt im 14. Jahrhundert: „Christus ist unser Haupt und wir sind seine Glieder. Wir aber sind gar weit ihm aus dem Wege gegangen, während er uns doch gar barmherziglich geheißten hat, ihm nachzugehen." In dem provencalischen Katechismus der Waldenser (um 1450) heißt es: „Christus hat viele Verheißungen gegeben und dargeboten in den acht Seligpreisungen bei Gehorsam gegen sein Wort und Glaube an ihn und Liebe zu ihm und bei seiner Nachfolge." Als Hauptbestandteile der Heiligen Schrift galten ihnen die drei ersten Evangelien und in diesen besonders die Worte der Bergrede Christi. Hier fanden sie die ihrem frommen Sinne entsprechenden Gebote der Nächstenliebe, der Feindesliebe, des geduldigen Ertragens von Unrecht und Verfolgung, der stillen Gebetsübung, sowie die Verbote des Eidschwörens, der Wiedervergeltung, des Blutvergießens. Sie lehrten: wenn ein guter Mensch leide, so leide Christus in ihm. Weil sie sich in all ihren religiösen Anschauungen auf die heilige Schrift beriefen, so entfernten sie sich im Laufe der Zeit immer mehr von den wichtigsten Lehren der römischen Kirche. Sie verwarfen die Verehrung der Heiligen, die Mönchsregeln, das Meßopfer, die Lehre vom Fegefeuer, überhaupt den ganzen Priester- und Sakramentsbegriff, indem sie ausdrücklich betonten, daß es einen unmittelbaren Zugang des Menschen zu Gott gebe.

Eigentümlich war die Stellung der Waldenser zur Taufe, schon deshalb, weil sie den kirchlichen Begriff der Erbsünde nicht anerkannten. Viele ließen anfangs aus Furcht vor Verfolgung die Fröhtaufe noch bestehen. Pseudo-Reiner berichtet: „In betreff der Taufe irren einige, indem

sie behaupten, die kleinen Kinder würden durch die Taufe nicht selig, weil sie noch nicht glauben könnten." Dann heißt es weiter: „Einige taufen von neuem; andere legen die Hände auf." Als Eigenart der in Köln auftretenden Ketzler wird erwähnt, daß sie unter Berufung auf Marc. 16,16 die Erwachsenen taufte. Tatsächlich wurde dieser Gebrauch stets mehr allgemein. Die Taufe ward bei ihnen die Aufnahme in die Gemeinde auf Grund von persönlichem Glauben. Die romanischen Waldenser taufte nicht vor dem 18. Lebensjahre. — Mit besonderer Ehrfurcht und Liebe pflegte die Waldenser das heilige Abendmahl zu feiern und zwar unter beiderlei Gestalt. Die Lehre von der Brotverwandlung scheinen sie nicht festgehalten zu haben. David von Augsburg, Lehrer der Theologie und Novizenmeister im Franziskanerkloster zu Augsburg, (+ 1271) berichtet: „Sie glauben nicht, daß es der wirkliche Leib und das wirkliche Blut Christi sei, sondern nur gesegnetes Brot, das in figürlicher Weise der Leib Christi genannt wird, wie es auch heißt: der Fels aber sei Christus und Ähnliches." (1. Kor. 10,4.) Das Abendmahl war ihnen hauptsächlich eine Feier zur Erinnerung an den Versöhnungstod Christi sowie eine Mahnung, als Nachfolger Christi ein Leben in Gerechtigkeit, Heiligkeit, aufopfernder Liebe und wahrer Einigkeit zu führen. Nur ordinierte Diener am Wort, deren kirchliche Handlungen vom heiligen Geist getragen waren, durften es austeilen. —

Im übrigen haben sie auf Untersuchungen und Streitigkeiten über geheimnisvolle Glaubenslehren wie die der Dreieinigkeit, der Doppelnatur Christi, der Erbsünde sich nicht eingelassen, sondern in betreff dieser Punkte verschiedenartige Meinungen unter sich geduldet. Sehr richtig bemerkt Keller: „Die theologische Wissenschaft war nicht das Feld, auf dem sie glänzen konnten oder wollten, aber in der religiös-praktischen Betätigung ihrer einfachen Lehre haben sie um so Größeres geleistet." Im Zusammenhang damit steht die Tatsache, daß sie in ihren Ansprachen stets betonten und stark hervorhoben, es gebe für den Menschen nur zwei Wege: der eine führe in den Himmel, der andere in die Hölle, unter Berufung auf Prediger 11,3: „Wo der Baum fällt, da liegt er." Es ist darum mit Recht darauf

hingewiesen worden, wie sie in diesem Punkte mit der aus dem 2. Jahrhundert stammenden „Lehre der zwölf Apostel“ übereinstimmten.

Von hoher Wichtigkeit ist die Auffassung, welcher die Waldenser inbetreff des Wesens der Kirche zugetan waren. Nicht eine Priester- oder Staatskirche wollten sie haben, sondern nach dem Vorbild der apostolischen Zeit eine „christliche Gemeinde,“ welche durch Sittenreinheit, Gehorsam gegen die Gebote des Herrn und wahre Liebe sich sichtbar von der Welt unterscheiden und als Trägerin des Geistes Christi sich bezeugen müsse. Die Gemeinde war für die Waldenser die Vermittlerin aller Rechte und Segnungen, welche Christus den Seinen zugesprochen hat. Innerhalb jeder Gemeinde gab es drei Kreise. Den untersten bildeten die „Hörenden“ oder „Liebhaber der Wahrheit“ d. h. die Freunde und Gönner derselben, sowie die Katechumenen. Dann kamen die eigentlichen Glieder der Gemeinde, die getauften Brüder und Schwestern, und endlich diejenigen, die den Vorstand bildeten. Letzterer war zusammengesetzt aus den Diakonen, die für die äußern Bedürfnisse der Gemeinde sorgten und sich insbesondere der Pflege der Armen, dem „Dienst der Notdurft“ widmeten; ferner aus den Predigern und Ältesten, von welchen die ersteren gehalten waren, wenn möglich, auf höheren Schulen sich eine wissenschaftliche Bildung anzueignen und alsdann eine längere Probezeit durchzumachen. An der Spitze der Gemeinden standen die Bischöfe, welche die Aufsicht über die heiligen Handlungen führten und die Ordination durch Handauflegung vollzogen. Großen Wert legten die Waldenser auf den für die Bischöfe erforderlichen Nachweis der apostolischen Nachfolge. Sie behaupteten, daß der Besitz der apostolischen Vollmachten der römischen Kirche wegen des widerchristlichen Verhaltens des Papstes Sylvester I. verloren gegangen sei. Den schwersten, aber auch den wichtigsten Beruf in der Gemeinschaft hatten ohne Zweifel die Apostel oder Wanderprediger, aus deren Zahl meistens die Bischöfe hervorgingen. Unter großen Mühen und Gefahren durchzogen sie gewöhnlich zu zweien, wie Hausierer gekleidet, die Lande, um allen empfänglichen Seelen das wahre Evangelium Christi zu verkündigen. Die Männer,

welche diese Botschaft brachten, kamen in unscheinbarem Gewände, arm wie die Apostel, in demütiger Haltung. Sie wandten sich an die Armen und Niedrigen; denn zu diesen, sagten sie, habe Gott sie geschickt. Mit dem Gruß des Friedens betraten sie die Hütten, sprachen von den Werken der Liebe und von der Verderbnis der Welt, lasen aus der heiligen Schrift, erklärten und lehrten. Die Redner waren Bekenner und Märtyrer, und die Flamme, von der sie selbst ergriffen waren, entzündete auch die Hörer. Verfolgt und flüchtig, ihrer Nahrung und ihres Lebens nicht sicher, legten sie durch die Tat ein Zeugnis ab für ihre Worte. Darum wirkten sie mit der vollen Macht ihres biblischen Glaubens, erbaulich und herzegewinnend, erschütternd und niederwerfend.

Zum Zweck der Beratung über gemeinsame Angelegenheiten pflegten die Waldenser Monatsversammlungen abzuhalten. Über diesen standen die Vierteljahrsversammlungen; die dritte und letzte Instanz bildeten die allgemeinen Synoden, die, wenn möglich, alljährlich unter Mitwirkung der Bischöfe und Apostel zusammentraten und gewöhnlich stark besucht waren. — Als ein wichtiges Mittel zur Reinerhaltung der Gemeinde galt den Waldensern die Handhabung strenger Kirchenzucht. Geistliche, die einen Fehltritt begingen, wurden abgesetzt. Brüder, die sich eines unchristlichen, Ärgernis erregenden Wandels schuldig machten und trotz aller Warnung dabei verblieben, wurden entweder zeitweilig oder dauernd von der Gemeinschaft ausgeschlossen. Man berief sich dafür hauptsächlich auf die Stellen: Matth. 18, 15-18. 1. Kor. 5, 3-5 und 2. Kor. 6, u-is. — Die Gottesdienste fanden unter dem Druck der Verfolgungen meistens an entlegenen, verborgenen Orten statt, indem man sich im Anschluß an die altchristlichen Formen in einfacher Weise an Gebet, Schriftverlesung und Predigt erbaute. Wenn in späteren Zeiten die Verhältnisse es gestatteten, eigene Andachtshäuser zu erbauen, so waren auch diese möglichst einfach. „Es ist besser“, sagten sie, „die Armen zu bekleiden als Kirchenwände zu schmücken.“ Oft waren mit den Betstätten Anbauten für Arme und Kranke verbunden. — Ganz besondere Bedeutung pflegten die Waldenser den häuslichen Gottesdiensten beizulegen, an

welchen alle Familienmitglieder, auch die Dienstboten, sowie etwa anwesende Gäste teilnahmen. Die Andachten fanden täglich, gewöhnlich nach der Abendmahlzeit statt. Beim Gebet knieten die Versammelten nieder (Luk. 22, «). War ein „Apostel“ gegenwärtig, so knüpfte er an das Gebet eine Ansprache.

Nach der bisher gegebenen Schilderung des Lebens und der Lehre der Waldenser läßt sich erwarten, daß diese Partei notwendig in Kampf mit der römischen Kirche geraten mußte. Sagt doch einer ihrer Gegner: „Unter allen Sekten ist keine verderblicher für die Kirche als diejenige der Leonisten. Und dies aus drei Gründen: 1. weil sie am weitesten hinausreicht, nämlich wie sie behauptet, bis zur Zeit des Papstes Silvester (c. 315 n. Chr.) oder gar der ersten Christen, 2. weil sie die ausgebreitetste ist; denn es gibt fast kein Land, in welchem diese Sekte sich nicht findet, 3. weil sie einen großen Schein von Frömmigkeit besitzt.“ Schon früh wurden die ärgsten Verleumdungen über sie verbreitet. Es hieß, daß sie bei ihren abendlichen Zusammenkünften plötzlich die Lichter auslöschten, sich dann den größten Ausschweifungen hingäben oder bei ihren Gottesdiensten Teufelsbeschwörungen vornähmen. Der Grundsatz der Kirche war: „Ketzer müssen schlecht sein, und wenn man nur genau zusieht, so wird man ihre Schlechtigkeit schon entdecken.“ Nach den Bestimmungen der Synode von Toulouse (1229) sollten alle Kinder schon im 12. und 14. Jahre der römischen Kirche Treue schwören. Im 14. Abschnitt der Beschlüsse hieß es: „Wir verbieten, daß den Laien der Besitz der Bücher des Alten und Neuen Testaments gestattet werde, und verhindern aufs strengste, daß man diese Bücher in Übersetzungen besitze, welche in der Landessprache angefertigt sind.“ Schon im 13. Jahrhundert fanden in vielen Ländern, in Spanien, Savoyen, Osterreich und Böhmen Bedrückungen und Verfolgungen der Waldenser statt. Papst Lucius III. hielt bereits im Jahre 1184 das Auftreten derselben für so wichtig, daß er ein Dekret gegen „die Armen von Lyon“ erließ. — Während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hatte das Waldensertum, besonders in Deutschland eine Zeitlang Ruhe, so daß es sich zu einer gewissen Blüte erhob. Mochte auch Bonifaz VIII.

in seiner berühmten Bulle „Unam sanctam“ die Ansicht verdammt haben, daß die weltliche Macht völlig selbständig und unabhängig neben der geistlichen stehe, so setzte nicht nur der französische König Philipp der Schöne, sondern vor allem der freisinnige Ludwig der Baier in Deutschland (1314—1347) dieser maßlosen Anforderung entschlossenen Widerstand entgegen, unbekümmert um die Bulle des Papstes Johann's XXII., nach welcher Ludwig als Ketzer sich in Avignon verantworten sollte. —

Von großer Bedeutung für das kirchliche Leben der damaligen Zeit war das Buch, welches Marsilius von Padua, Rektor der Universität zu Paris, im Jahre 1324 veröffentlichte. Die Grundsätze, die er darin ausspricht, sind hauptsächlich folgende. Die eigentliche Trägerin des kirchlichen Lebens ist die christliche Gemeinde, d. h. die Gesamtheit derer, die an Christus glauben; von ihr erst empfängt der ganze Klerus sein Ansehen. Staat und Kirche sind von einander zu trennen. Christus, der Fürst des Friedens, ist das Haupt der Kirche, nicht der Papst. Dem Lehrer der Gemeinde ist Gehorsam zu erweisen in allen Dingen, die er der hl. Schrift gemäß von den Gläubigen fordert. „Aber er soll und darf zu solcher Befolgung niemandem mit Zwang oder Strafe, sie sei sächlich oder persönlich, in dieser Welt zwingen.“ Es ist klar, daß darin die Grundsätze der Waldenser vollkommen zum Ausdruck kommen. Marsilius, vom Papste exkommuniziert, mußte fliehen und begab sich in das Hoflager Ludwigs des Baiern, der ihn willig aufnahm und gegen Rom schützte. Die religiösen Ideen, die von ihm vertreten wurden, fanden im ganzen Reiche, besonders in den deutschen Städten lebhaften Wiederhall. Überhaupt haben damals die Anschauungen der Waldenser auf das religiöse Leben ihrer Zeitgenossen einen tiefen Einfluß ausgeübt. Die ganze Mystik des 14. Jahrhunderts war von diesen Gedanken durchdrungen und erfüllt. Zeugen dafür sind Eckhart und Tauler. Das sogenannte „Meisterbuch“, das die Bekehrung des letzteren erzählt, „ist wohl ohne Zweifel waldensischen Ursprungs. Zur Vertiefung der Frömmigkeit Taulers hat der sogenannte „Gottesfreund aus dem Oberlande“ wesentlich mitgewirkt; ebenso Nikolaus von Basel. Als „Apostel“ auf weiten Reisen in Ungarn,

Italien und besonders am Rhein für die Verbreitung des wahren Evangeliums tätig, zog er sich um 1360 in die Einsamkeit zurück und wirkte durch seine von echt waldensischem Geiste getragenen Sendschreiben. Im Jahre 1385 wurde Nikolaus mit zwei seiner Gefährten auf Befehl der Inquisition zu Wien verbrannt. Man hat ihn mit Recht eine Lichtgestalt der Kirche seiner Zeit genannt. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren in Deutschland die Städte Straßburg, Köln, Ulm, Augsburg und Regensburg, in der Schweiz Basel, Bern und Zürich, in Österreich Wien und andere Orte die Hauptsammelpunkte der ganzen Bewegung. Arme und Reiche, Adelige und Priester wandten sich ihr zu.

Nach dem Tode Ludwigs des Baiern änderten sich die Verhältnisse. Während der Regierung Karls IV., eines ergebenen Dieners des Papstes, begann seit dem Jahre 1360 eine Zeit schwerer, allgemeiner Verfolgung. In Böhmen und Mähren, die als Hauptherde der Ketzerei galten, in Baiern, Franken, Thüringen, Sachsen, Schlesien, Polen, Österreich und Ungarn vollzogen die Inquisitoren ihr grausames Werk durch Bann, Kerker, Folter und Schwert. In der Mark Brandenburg und in Pommern wurden im Jahre 1391 an 400 Personen der waldensischen Ketzerei angeklagt. Auf Veranlassung seiner „geliebten Söhne“, d. h. der Inquisitoren, erließ der wegen seiner Simonie berüchtigte Papst Bonifazius IX. im Jahre 1394 eines der schärfsten Edikte. „Mit planmäßiger und schonungsloser Energie machten sich die Erforscher der ketzerischen Bosheit an die Verfolgung der Waldenser, und bald sehen wir von der Lombardei bis zum baltischen Meer, von der Naab bis zum Rheine die Scheiterhaufen empor lodern.“ Im Jahre 1397 wurden in der Stadt Steyer mehr als tausend Personen unter dem Verdacht der Ketzerei eingezogen und zum Teil der weltlichen Gerichtsbarkeit zur Bestrafung übergeben. Kein Wunder, daß in diesen Jahrzehnten der äußersten Not die Waldenser in Deutschland sich nach Schutz umsahen und ihre Zuflucht in den stillen einsamen Gegenden am obern Main, im Frankenwald, Fichtelgebirge und Böhmerwald suchten. Bemerkenswert ist die Darstellung Kellers, daß die bedrängten Brüder in Deutschland sich damals auch die festen Korporationen und

Einrichtungen der sogenannten „Bauhütten“ zu nutzen und durch diese ein Asyl fanden.

In den neuen Kämpfen, welche um das Jahr 1430 ausbrachen, begegnet uns Friedrich Reiser als einer der edelsten Zeugen und heldenmütigsten Märtyrer der Partei. Er stammte aus einer alten Waldensersfamilie in der Nähe von Ulm; wurde in Nürnberg von dem ehrwürdigen Bischof Marmeth zum Wanderprediger gemacht; stärkte auf großen mühevollen Reisen durch Deutschland, Schweiz und Österreich die bedrückten Glaubensgenossen; wurde in Prag zum Bischof ordiniert und fiel dann später, nach mehrjähriger Wirksamkeit in Franken, den Dominikanern von Straßburg in die Hände. Von diesen aufs grausamste gefoltert, sodaß selbst die weltlichen Richter darüber empört waren, erduldet er im Jahre 1458 auf dem Roßmarkt zu Straßburg den Flammentod. Durch sein entschlossenes und glaubensmutiges Auftreten nahm das schwer geprüfte Waldensertum in Deutschland für kurze Zeit einen großen Aufschwung.

Jedoch im Hinblick auf die fortwährenden Bedrückungen und Verfolgungen der deutschen Waldenser sowie auf ihre Abschließung von der äußern Kulturwelt ist es begreiflich, daß um das Jahr 1500 in ihren Gemeinden die Gefahr einseitiger Auffassungen nahe lag, und mancherlei Spuren der Verkümmernng der alten Grundsätze hervortraten. Wissenschaftliche Bildung der Prediger, früher eifrig gepflegt und hoch geschätzt, wurde nun vielfach vernachlässigt. Die Regeln, welche in alter Zeit für die „Apostel“ galten, sollten nun für die ganze Gemeinschaft verbindlich sein. Die Vorstellung von dem „innern Licht“ drohte unwillkürlich dem Vertrauen auf subjektive Offenbarungen Raum und Recht zu geben. Das Verbot Christi: „Ihr sollt nicht herrschen wie die weltlichen Könige und Gewaltigen.“ (Luk. 22, 25-26) führte zu der Anschauung, daß die Mitglieder der „Brüdergemeinden“ kein obrigkeitliches Amt annehmen dürften.

Wenn nun auch allmählich der Drang nach Bildung erlahmte, so ist es doch für die Waldenser in den verschiedenen Ländern bezeichnend, daß sie neben den Katharern und den Böhmischn Brüdern die einzige Partei bildeten, welche eine eigne, wenn auch kleine Literatur besaß. Schon von Waldus wird uns berichtet, daß er Über-

Setzungen mancher Bücher des Alten und Neuen Testaments herstellen ließ. Er hat ferner Aussprüche der Kirchenväter in die Volkssprache übertragen lassen. Die Waldenser der späteren Zeit sind ihm darin nachgefolgt, indem sie gerade solche Worte, die mit ihrer Lehre übereinstimmten, sammelten, sich einprägten und zum Unterricht verwandten. Auch an poetischen Versuchen zur Ausbreitung ihrer Lehre hat es nicht gefehlt. Das bedeutendste ihrer Gedichte stammt aus dem 15. Jahrhundert und trägt den Namen *Noble legon* (edle Lektion). Dasselbe enthält Ermahnungen zur Buße und zur Heiligung des Lebens nach echt waldensischen Grundsätzen. Neben den prosaischen Schriften: Traktaten, Predigten und Bibelauslegungen ist vor allem der Katechismus der Waldenser hervorzuheben. Dieses merkwürdige Buch wurde um das Jahr 1498 in provengalischer Sprache zum Gebrauch beim Religionsunterricht verfaßt. Die Brüder in Böhmen übersetzten es in ihre Landessprache, versahen es mit einigen Abänderungen und benutzten es seit dem Jahre 1521. Ins Deutsche übertragen, diente es auch unsern Brüdern als Leitfaden. Aufgebaut auf Grund der Dreiteilung von Glaube, Liebe und Hoffnung enthält dieser kleine aber höchst wertvolle Katechismus in klarer, einfacher Weise die Hauptgedanken des ganzen Waldensertums und hat darum weite Verbreitung gefunden. — Zu den literarischen Erzeugnissen der Partei sind besonders die Bibelübersetzungen zu zählen. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts besaßen die Waldenser biblische Schriften in deutscher Sprache. In der Bibliothek der im westlichen Böhmen, südlich von Karlsbad gelegenen Prämonstratenser Abtei Tepl befindet sich eine aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammende Handschrift, welche wahrscheinlich einem gefangenen Wanderprediger aus der Hand genommen ist, ein Buch, dessen stark abgegriffene Gestalt auf vielfachen Gebrauch bei der Predigt sowie der Seelsorge schließen läßt. Der von P. Klimesch 1884 herausgegebene, jetzt sogenannte Codex Teplensis enthält außer einem kleinen Katechismus auch eine deutsche Übersetzung des neuen Testaments. Nach den Darstellungen von H. Haupt und Keller weicht diese Übersetzung nicht nur erheblich von der in der

römischen Kirche gebräuchlichen Vulgata ab, sondern stimmt auch in vielen Punkten mit der ursprünglich aus dem 12. oder 13. Jahrhundert stammenden romanischen Bibelübersetzung der Waldenser überein. Nimmt man nun noch hinzu, daß das Kloster Tepl in einer vielfach von Waldensern bewohnten Gegend liegt, daß der Kodex auch den angeblichen Brief Pauli an die Laodicäer enthält, daß in dem Werk bei der Angabe der Sonn- und Feiertage alle römischen Heiligentage fehlen, daß in den Beilagen sich eine Sammlung von Aussprüchen der Kirchenväter findet, die von der bei den Waldensern so beliebten häuslichen Erbauung handeln, so ist dies alles ohne Zweifel ein vollgültiger Beweis für den waldensischen Ursprung der in dem Kodex vorliegenden deutschen Bibelübersetzung. Indem aber nun die erste, um das Jahr 1465 gedruckte deutsche Bibel gerade an wichtigen Stellen mit der romanischen und deutschen Übersetzung fast ausnahmslos übereinstimmt, so ergibt sich daraus die Tatsache, daß diese erste gedruckte deutsche Bibel mit Recht als waldensische bezeichnet werden kann. Die beiden andern, die alsbald darauf folgten, tragen denselben Charakter. Später sind katholische Überarbeitungen der waldensischen Bibel hinzugekommen. Überhaupt hat es in der Zeit von 1466 bis 1518 nicht weniger als vierzehn vollständige hochdeutsche Bibeln Alten und Neuen Testaments gegeben, deren Druck in Augsburg, Nürnberg und Straßburg erfolgte, und deren Auflage überaus groß war. Luther hat diese deutschen Bibeln des 15. Jahrhunderts gekannt und bei seiner Übersetzung in umfassender Weise benutzt.

Am Schluß dieser kurzen, einleitenden Darstellung des Lebens und der Lehre der Waldenser im Mittelalter erhebt sich unwillkürlich die Frage: Lag es in der Macht der „Brüdergemeinde“, eine allgemeine Erneuerung der Kirche auf breiter Grundlage zu bewirken? Nach menschlichem Ermessen waren sie nicht dazu imstande und berufen. Zu einer durchgreifenden Veränderung von Haupt und Gliedern bedurfte es jener großen weit- und kirchengeschichtlichen Bewegung, welche in der Reformation des 16. Jahrhunderts zum Ausdruck kam und den Kampf gegen Rom mit allen Waffen der nach Wahrheit, Licht, Freiheit und Frieden

ringenden Geister aufmachen. Aber anzuerkennen ist dabei die Tatsache, daß die Reformation nicht unvermittelt, nicht unvorbereitet, gleichsam wie ein Wunder vom Himmel auf den Plan trat, sondern sich an eine vorhergehende, tiefe, mächtige, religiöse Geistesströmung anschloß. Es waren vor allem die von den Waldensern vertretenen Gedanken, welche der Protestantismus in sich aufnahm und im Kampfe gegen Rom verwertete. Nur zum Teil wurden sie von den Waldensern in Italien und von den Gliedern der „evangelischen Brüdergemeinde“ festgehalten. Ihren bestimtesten Ausdruck dagegen fanden sie in der Gemeinschaft derer, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter dem Namen „Täufer“ in der Kirchengeschichte bekannt wurden und den Gegenstand der folgenden Darstellung bilden.

II

Die Geschichte der Taufgesinnten von der Zeit der Reformation
bis zum 18. Jahrhundert.

1.

Die Täufer in der Schweiz.

„Im Jahre 1525, unter der Regierung Karls V.“, erzählt ein Chronist der Brüdergemeinde, „hat Gott das Licht seiner Gnade eingeführt, und hat die langunterdrückte Kirche angefangen, das Haupt wieder emporzuheben und Christum rechter Art zu versehen, sich von dem antichristlichen Wesen zu sondern und sich durch die Taufe mit ihrem Herrn Christus in wahrer Hingebung des Glaubens zu vereinigen.“ Der Anfang dieser neuen Erhebung ist kein unvermittelter gewesen, sondern weist auf die Geschichte des Waldensertums zurück. „Unzweifelhaft fließen sehr disparate mittelalterliche Sektenreste in der Täuferbewegung zusammen,“ schreibt Kawerau. „Der Anabaptismus ist nicht eine wurzellose, plötzlich aus der Reformationsbewegung selbst aufschießende Erscheinung“, bemerkt Harnack. In ähnlichem Sinne äußert sich K. Rembert. Nach der Darstellung Kellers hatten die Ausläufer und Reste der alten Waldensergemeinden seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts sich zu stillen, heimlichen Gemeinden in der Form von „Brüderschaften“ verbunden, die von ihren Feinden den Schmähsnamen „Ketterschulen“ oder „Synagogen“ erhielten. Verbreitet waren diese Ketterschulen in der Schweiz, in Süddeutschland, am Ober- und Niederrhein und zwar in den Städten Basel, Zürich und St. Gallen, in Straßburg, Worms und Mainz, in Nürnberg, Augsburg. An der Spitze der Gemeinden standen damals noch Apostel, Bischöfe, Älteste und Diakonen. Man erbaute sich in einfacher Weise durch Predigt, Gebet und Liebesmahle, indem man der Not der Zeit wegen den Sakraments-Kultus ruhen ließ. Im

Jahre 1522 fand auf dem „Lindenhofe“ eine Beratung von 34 Abgeordneten schweizerischer Ketzerschulen statt. Der im Jahre 1524 im Druck erschienene „Trostbrieff“ war geschrieben von Männern, die sich als Bischöfe und Älteste der christlichen Gemeinde zu „Worms bezeichneten. In Basel standen damals bedeutende Männer in geistigem Verkehr, von welchen sich einige nachher der Täuferbewegung anschlossen. Es kam leider auch zu Schmähungen, Verfolgungen und sogar zu Hinrichtungen. So zogen in Zürich mehrere Katholiken eines Nachts vor das Haus von Claus Hottinger, indem sie laut schrieten: Du, tiifel Hottinger, stand uf! nimm dine Ketzler mit dir und gond in die Ketzerschuo! In der Stadt Augsburg ergriff man im Jahre 1524 zwei 60jährige Männer, Hans Kap und Hans Speiser, die Bischöfe und Ältesten der Gemeinde Christi daselbst. Sie wurden gefoltert und geköpft, aber ganz heimlich, „damit der Pöbel nit wieder aufrührig würde.“ In der Stadt hieß es: „Es muß Gott erbarmen, daß man die Leute ermordet um der Wahrheit willen.“

Zum entscheidenden Kampf mit den Anhängern dieser Partei kam es zuerst in der Schweiz, in Zürich. Hier war Ulrich Zwingli durch selbständiges Studium der hl. Schrift sowie durch seine Erfahrungen als Feldprediger in Italien und als Pfarrer an dem Wallfahrtsort Einsiedeln im Kanton Scliwyz zur Erkenntnis der großen Schäden und Mißbräuche der römischen Kirche gekommen und hatte als Leutpriester an der Großmünster-Kirche zu Zürich am Neujahrmorgen 1519 mit der Erklärung des Matthäusevangeliums den Anfang der Reformation gemacht. Von dem Rat der Stadt Zürich zunächst wenig unterstützt, gelang es ihm nur sehr allmählich, die Abschaffung der Fastengebote, des Cölibats, des Klosterlebens, der Heiligenverehrung, des Bilderdienstes, der Messe, auch des Reißlaufens der schweizerischen Truppen herbeizuführen. Mit den Anhängern der dortigen „Bruderschaft“ stand er anfangs in gutem Einvernehmen, besuchte zuweilen ihre Versammlungen bezweifelte das Recht der Kindertaufe und teilte ihre Anschauungen in betreff des Abendmahls. Bald aber geriet er mit ihnen in Streit. Sie warfen ihm vor, er handle zu lau in den Dingen der Kirche und des Reiches Gottes. Sie

forderten vor allem eine Reformation des sittlichen Lebens und Absonderung der Gläubigen von der Welt; unschriftgemäß erschien ihnen die von ihm erstrebte Einrichtung einer neuen Staatskirche. Verhandlungen, die über diesen Gegenstand mit dem Reformator gepflogen wurden, ergaben keine Einigung. Zwingli, aus Besorgnis, es mit dem Rat der Stadt zu verderben, sprach zuletzt seine Ansicht dahin aus: „Ihr werdet mich zu solcher Rottung und Trennung, wie ihr sie vornehmt, nicht bringen, denn mit Gott kann ich's nicht tun.“ Auch eine öffentliche Disputation, die mit Zwingli über die Taufe stattfand, hatte keine Einigung zur Folge. Da — als am 25. Januar 1525 die Brüder zu gemeinsamer Erbauung sich versammelt hatten, verlangte einer von ihnen, Jakob von Chur, aufs neue den Empfang der heiligen Taufe, die durch Konrad Grebel an ihm vollzogen wurde. Seit der Zeit wurde die Erwachsenentaufe das Erkennungszeichen und äußere Bindemittel der neuen Brüdergemeinde, deren Führer Konrad Grebel, Felix Manz und Georg Blaurock waren.

Konrad Grebel, der Sohn eines Rats Herrn in Zürich, hatte in Wien unter der Leitung Vadians, des spätem Bürgermeisters von St. Gallen (seines Schwagers) studiert, später in Paris und in Basel sich mit klassischer Literatur beschäftigt und war dann nach seiner Heimatstadt zurückgekehrt. Durch seine Begabung und Gelehrsamkeit sowie durch seinen hellen Blick und sein planmäßiges, energisches Vorgehen wurde er der eigentliche Leiter der Bewegung in Zürich. Zwingli erkannte ihn als solchen an, Wilhelm Farel nannte ihn einen in jeder Richtung ausgezeichneten jungen Mann, der gegen alle höchst gefällig sei.

Felix Manz, gleichfalls einer angesehenen Familie von Zürich entsprossen und auf der Universität Basel vorgebildet, vertrat seine Sache mit großer Zähigkeit, besaß gründliche Kenntnisse der hebräischen Sprache und zeigte sich stets an der Seite von Grebel. Man hat sein Verhältnis zu diesem mit demjenigen von Leo Judae zu Zwingli oder von Melancton zu Luther verglichen. Der evangelische Pfarrer Keßler von St. Gallen nennt ihn einen Erzketzer.

Georg von Chur, mit seinem geistlichen Namen „vom Hus Jakobs,“ mit dem volkstümlichen „Blaurock“ genannt,

stammte aus Bonaduz in Graubünden, besuchte die Schule in Chur und wurde Mönch des damals hoch angesehenen St. Lucienstifts. Im Jahre 1524 kam er nach Zürich, „eine hohe, kräftige Gestalt, feurigen Auges, mit schwarzem Haar und einer kleinen Glatze,“ schloß sich den Züricher Täufern an und war neben Grebel und Manz der Dritte im Bunde. Durch seine Energie und hinreißende Beredsamkeit wurde, er der Liebling des Volkes und der Dolmetscher der Ideen seiner gelehrten Freunde, indem er mit Wort und Tat, oft mit markigen und drastischen Mitteln in den untersten Schichten der Bevölkerung für die Ausbreitung der Täuferbewegung wirkte.

Wilhelm Reublin, aus Schwaben gebürtig, Pfarrer in Basel und später in Zürich, „legte die heilige Schrift so christlich und wohl aus, daß dergleichen vorher nie gehört worden, so daß er ein mächtig Volk überkam.“ Er war der erste Priester in der Schweiz, der in den Ehestand trat. In der neuen Gemeinde war ferner einer der ersten Prediger und Vorkämpfer Simon Stumpf, welcher aus Franken nach der Schweiz gekommen war. Er war es, der im Jahre 1523 dem Zwingli zurief: „Ihr habt des nicht Gewalt, meinen Herren (d. h. dem Rat der Stadt) das Urteil in die Hand zu geben.“

Wir fragen mit Recht: worin bestanden die eigentlichen Anschauungen und Grundsätze, welche jene Männer vertraten, und was war das Ziel, dem sie zustrebten? Es ist klar, daß ihre Neuerungen sich weniger auf den dogmatischen Gehalt der Lehre, als auf die Ordnungen des sittlichen, kirchlichen und sozialen Lebens bezogen. Sie stellten als erste und wichtigste Forderung auf: Es sei jetzt an dem, daß man sich absondere von den andern in der Stadt und sammle eine arme Kirche und Gemeinde der rechten Kinder Gottes, die den Geist Gottes hätten und von ihm regiert und geführt würden; das Mittel zur Ausschließung unwürdiger Mitglieder sei der Bann. Sie verwarfen die Kindertaufe und verlangten dafür die Taufe auf den Glauben. Für die Wahrheit dieser Anschauung beriefen sie sich auf die ihnen zu teil gewordene persönliche Offenbarung, auf den „inneren Zuspruch des Geistes.“ Sie verlangten Befreiung von der Abgabe kirchlicher Steuern,

Zinsen und Zehnten, die von den Chorherren nur zu unnützen und leichtfertigen Dingen verwendet würden. Gegenüber der Verschmelzung von weltlicher und geistlicher Obrigkeit trennten sie völlig Kirche und Staat. Sie bestritten das Recht der Obrigkeit, jemanden mit dem Schwerte zu richten, und verweigerten das Waffentragen, den Kriegsdienst und die Eidesleistung. Manche von ihnen waren für Gütergemeinschaft im Sinne und nach dem Beispiel der Gemeinde in Jerusalem. Sie beanspruchten ganz besonders Freiheit des Glaubens und Gewissens als eines der heiligsten Güter. Mit rührender Bitte um väterliches Erbarmen schrieb ein gefangener Täufer, Hans Müller von Medicon im Jahre 1529 an den Rat der Stadt: „Wellend mir min gewüssen nit bischweren, diewil der gloub ein freie gab und schänki Gottes und nit jedermans ding ist. So bitt ich euch, ir diener Gottes, ir wollend mir den glouben lan freie staan.“ Die Übereinstimmung der also bezeichneten Grundsätze mit denjenigen der mittelalterlichen Waldenser ist unverkennbar.

Es liegt nahe, welche Behandlung die Täufer bei ihrem ganzen Wesen zu erwarten hatten. Obschon sie in aller Stille, zuerst im Hause der Mutter von Felix Manz, dann zur Nachtzeit in der Umgebung der Stadt ihre Zusammenkünfte hielten, konnte sich Zwingli nicht enthalten, feindselig gegen sie vorzugehen. Er schalt sie auf der Kanzel als „in Engel des Lichts verkleidete Teufel,“ verdächtigte sie in seinen Schriften als staatsgefährliche Neuerer. Bei den mit ihnen abgehaltenen Religionsgesprächen fuhr er sie hart an und schrie z. B. einem zu, er sei ein so einfältiger Bauer, wie es nur irgend einen gebe, worüber die Versammlung natürlich lachte. Sein ganzer Haß richtete sich im Grunde gegen ihre Weigerung, sich der neuen Staatskirche anzuschließen und ihr Abgaben zu entrichten. Da die Täufer bei ihrem Widerstand verharrten, so erfolgte ein Mandat des Rates, das unter Androhung der Landesverweisung binnen acht Tagen die Taufe der Kinder verlangte. Bald kam es zu strengeren Maßregeln. Viele Täufer wurden vor Gericht gestellt, mit Geldstrafen belegt, eingekerkert, unter ihnen auch Manz und Blaurock; mehrere wurden gefoltert und des Landes verwiesen, im Fall der Rückkehr aber mit Ertränkung bedroht. Das Recht der

Obrigkeit auf solche Verbannung bestritten sie mit dem Wort: „Das Erdreich sei des Herrn“ (Ps. 24,1). In einem Urteil des Züricher Rates, am 7. März 1526 gegen achtzehn Täufer ausgesprochen, hieß es: man solle sie als Halsstarrige in den neuen Turm werfen und dort sterben und verfaulen lassen. (Das letztere Wort wurde wieder gestrichen.) Der erste Märtyrer war Felix Manz. Auf Grund der Anklage, daß er die Fröhtaufe verworfen, sich von der Kirche abgesondert und zur Empörung gegen die Obrigkeit aufgerufen habe, wurde er zum Tode verurteilt und dem Nachrichter übergeben; der sollte ihm die Hände binden, ihn zu Schiff nach dem niederen Hüttli fahren, ihm dort einen Knebel zwischen Schenkel und Arme stoßen und also ins Wasser werfen. So sank er am 5. Januar 1527 im Angesicht der schneebedeckten Berge in die Fluten des Züricher Sees, ermutigt und getröstet durch seine Mutter und seine Brüder mit dem lauten Gebet: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände.

Ein schweres Gericht erging auch über Blaurock. Als Auswärtiger nicht zum Tode verurteilt, wurde er bei nacktem Oberkörper mit Ruten gepeitscht, vor das Tor getrieben und bei Strafe des Ertränkens aus dem Lande gewiesen. Trotzdem tauchte er bald nachher im Appenzeller Lande wieder auf und ging dann zur Stärkung seiner Brüder nach Tirol, wo er im Jahre 1529 zu Clausen im Etschtal auf dem Scheiterhaufen starb. „So endete der starke Jörg, ein zweiter Paulus unter den Täufnern.“ Er wird als Verfasser der Lieder genannt, von welchen das eine anhebt mit den rührenden, glaubenstarken Worten:

„Auf Fleisch kann ich nicht bauen, es ist zu schwacher Art,
In Dein Wort will ich trauen, das sei mein Trost und Hort.
Darauf ich mich verlassen tu', wird mir aus allen Nöten
helfen zu deiner Ruh'.“

Conrad Grebel starb schon im Jahre 1526. Aufgegeben bei seiner ohnehin schwächlichen Gesundheit durch Anstrengungen und Gefängnisqualen, tief erschüttert durch die Hinrichtung seines Vaters, den man auf die Anklage, Pensionen von fremden Fürsten empfangen zu haben, enthaupten ließ, hat er zuletzt sein müdes Haupt zur Ruhe gelegt.

Die Verbreitung der Täufer nahm unterdessen unentwegt ihren Fortgang. Neben Zollikon nahe bei Zürich wurde das südöstlich gelegene Amt Grüningen ein Haupt-herd der Bewegung. Hier legten sie im Jahre 1527 beim Landtage ihre Ansicht über die Taufe dar und baten dringend, daß sie bei der "Wahrheit bleiben dürften. Umsonst! Verschiedene Angeklagte wurden fast 1¹/₂ Jahr lang in qualvoller Gefangenschaft gehalten, zwei von ihnen zum Tode durch Ertränken verurteilt.

Die aufregendsten Kämpfe zwischen dem Täufertum und der Staatskirche haben sich zu St. Gallen abgespielt. Ausführliche Nachrichten darüber gibt der St. Galler Reformator Johannes Keßler, früher Student in Wittenberg, derselbe, dem Luther, als er von der Wartburg im Rittergewande zurückkehrte, in einer Herberge zu Jena begegnete. Weitere Mitteilungen gibt Joachim von Watt, später Vadian genannt, Bürgermeister von St. Gallen, welcher an Urteils-kraft, Gewandtheit, Bildung und Geist alle Mitbürger über-ragte. Schon früher hatte das Täufertum in der Stadt eine mächtige Bewegung hervorgerufen, gefördert durch das Auftreten von Lorenz Hochrütiner, Wolfgang Schorrant, genannt Ulimann u. a. Auch C. Grebel wirkte mehrere Wochen daselbst. Die Zahl der Täufer belief sich auf 800. Der Rat der Stadt befand sich bei dem damaligen Stand der Dinge in einer kritischen Lage, um so mehr als manche Mitglieder desselben den Täufern nicht abgeneigt waren. Es kam zu längeren, schriftlichen Verhandlungen mit den Täufern, an welchen sich auch Zwingli beteiligte durch Übersendung seines Buches: „Vom Tauf, Wiedertauf und Kindertauf.“ Das Ergebnis war: Die Abtrünnigen sollten von allen Versammlungen abstehen bei Strafe der Ver-bannung mit Weib und Kind. Leo Judä gratulierte zu diesem Vorgehen. Es kam in der Tat zu zahlreichen Ausweisungen und Verhaftungen. Einem gefangenen Täufer wurde über die Art, wie man ihn im Gefängnis behandelt hatte, strenges Schweigen auferlegt.

Hier darf nun nicht verschwiegen werden, daß gerade in St. Gallen schlimme, überschwängliche, schwärmerische Gestaltungen und Erscheinungen im Leben der Sonderge-meinde hervortraten. Bekannt ist die entsetzliche Tat, der

Brudermord von St. Gallen. Thomas Schupper wurde von seinem Bruder Leonhard, der sich schon längere Zeit ganz ungebärdig betragen hatte, bedeutet und aufgefordert: „Es ist der Wille des himmlischen Vaters, daß du mir mein Haupt abschlagest" und wirklich, in der Nacht vom 7. auf den 8. Februar 1526 beging jener in Gegenwart der Eltern und Geschwister die furchtbare Tat, nachher seine Laute hervorziehend, als wolle er Gott dafür danken. Aus den Schriften Vadians, des Untersuchungsrichters in jener Angelegenheit, geht unzweideutig hervor, daß hier die Handlung eines völlig geisteskranken Menschen vorlag. „Man sah wohl," schreibt er, „daß Thomas eigentlich nicht bei Sinnen war."

Etwas später als in Zürich und St. Gallen hat sich die Gemeinde in Basel gebildet, entstanden durch den Zusammenschluß dort bestehender Konventikel sowie durch Einwanderung auswärts wohnender Täufer. Die Zahl der Mitglieder nahm sehr zu; auch in den ländlichen Ortschaften des Basler Gebietes entstanden kleine Gemeinden. Aus St. Gallen kam Lorenz Hochrütiner herüber, aus Zürich Felix Manz, um die Gemeinde zu stärken. Bald schon erfolgten Strafandrohungen. Zu kühl freilich war nach dem Urteil von Ökolampadius das Vorgehen der alten (katholischen) Basler Regierung. „Die berühmte Milde dieses Reformators ist ein ihm angedichteter Charakterzug." Er disputierte mit den Täufern, eiferte auf der Kanzel und vor dem Rat gegen sie und billigte ihre Verfolgung. Die Basler Stadtpfarrer ergingen sich in Schmähungen und Schimpfworten wie „Waldesel und Kälber," und das bei einer Hochzeitspredigt. Als der Rat der Stadt im Jahre 1529 protestantisch geworden war, ging er zu rücksichtslosen, scharfen Maßregeln über, bemüht durch systematische Verfolgung, Verbannung, harte Leibesstrafen und Hinrichtungen die Bewegung zu unterdrücken. Als Opfer der Verfolgung fielen die Apostel des Basler Gebietes Konrad Winkler, Hans Ludi, Peter Lingenscher und Hans Madlinger. Die Regierung erreichte ihren Zweck annähernd; seit dem Jahre 1531 war das Täufertum in Basel im Rückgang begriffen; viele Anhänger desselben wanderten nach Mähren aus. Wie sollten sie sich vor der Regierung schützen? Gemäß

der Tagsatzung von Zürich im August 1527 war die Behandlung der Täufer nicht mehr den einzelnen Kantonen überlassen, sondern zu einer allgemeinen eidgenössischen Angelegenheit geworden. — Ein Glück und Segen für die Gemeinden ist es gewesen, daß diese infolge der Streitigkeiten und Feindseligkeiten zwischen den reformierten und katholischen Kantonen weniger beachtet und bedrängt wurden. Bekanntlich endigte jener Kampf mit der völligen Niederlage der Anhänger Zwingli's bei Kappel. Der Reformator selbst fiel auf dem Schlachtfelde. Karl V. schrieb von Brüssel aus in seinem Glückwunsch an die Sieger: „Der große Ketzler ist gefallen.“ Diesem Ausgang ist es zuzuschreiben, daß die Täufer wenigstens der Nord-Schweiz während der nächsten vier Jahrzehnte sich einer gewissen Ruhe erfreuen durften.

Inbezug auf das innere Leben der Schweizer Gemeinden zur Zeit der Reformation ist noch folgendes zu bemerken. Da die Züricher Täufer nach dem Urteil anderer Glaubensgenossen, besonders in Süddeutschland, mit der Einführung der Taufe und der Bildung ihres Gemeindegewesens etwas selbständig und voreilig vorgegangen waren, so hielten die Schweizer Brüder im Februar des Jahres 1527 unter dem Vorsitz von Michael Sattler in der Nähe von Schaffhausen eine Versammlung ab, in welcher sie sich über die Grundlinien eines gemeinsamen Bekenntnisses zu einigen suchten. Als „Brüderliche Vereinigung etlicher Kinder Gottes" einigte man sich über folgende sieben Punkte: Taufe der Buße und Änderung des Lebens, Bann, Barttragen, Absonderung, Hirtenamt, Schwert und Eidverbot. Dieses Bekenntnis mit seinen sieben Artikeln ist Jahrzehnte lang von Bern bis Holland und Mähren verbreitet gewesen und meistens anerkannt worden.

Ein Rückblick auf die Entstehung des Täuferthums in der Schweiz ergibt folgendes Gesamturteil. Nicht mit Unrecht ist gegen die Anfänger desselben der Vorwurf erhoben worden, daß sie sich mancher Überspanntheiten, ungeschickter Mißgriffe, grober Störungen der öffentlichen und gottesdienstlichen Ordnung, heftiger Schmähungen ihrer Widersacher, zuweilen auch der Glaubensschwäche und des Widerrufs schuldig machten. Aber unbegründet und zum

Teil böswillig erfunden sind die Darstellungen, die sie als sittenlose, verderbte, staatsgefährliche Menschen schildern. Ganz anders lautet das Urteil maßgebender Zeugen. Keßler, der Chronist von St. Gallen, schreibt über sie: „Ihr Wandel und ihre Gebärden glänzten ganz fromm, heilig, unstrafbar, und sie vermieden jede Art von Luxus; auf Gerechtigkeit der Werke drangen sie eifriger als die Papisten.“ Vadian berichtet: „Die Taufe ergriff und bestrickte in jenen Tagen niemanden mehr, als die von Art fromm und einfältigen Wesens waren.“ Bullinger, der Nachfolger Zwingli's, schreibt in seinem Buch von der Widertäufer Ursprung: „Sie schrühend kräftig wider alle Hoffahrt und grobe Laster, waren ernsthaft und redeten wenig und machten sich damit ein Verwundern bei den Leuten.“ Nach dem Urteil von Burckhardt war der Leumund der Basler Gemeinde im ganzen ein guter. Die Gastlichkeit und Freigebigkeit der Täufer wurde auch von ihren Gegnern anerkannt. „Über ihre Standhaftigkeit in Verfolgungen und Leiden schreibt Salat in seiner Chronik: „Mit fröhlicher Geberde heischten, wünschten und begehrten sie den Tod, nahmen ihn ganz begierig an und gingen ihn ein mit Absingung deutscher Psalmen und anderer Oratorien.“ Man hat jene rohe Behandlung der Täufer durch die Hinweisung auf die Anschauungen und Gebräuche der damaligen Zeit rechtfertigen wollen. Der wahre Grund eines solchen Vorgehens lag in dem Bestreben, die Bildung der Schweizer Staatskirche mit aller Gewalt zur Durchführung zu bringen; daher jene furchtbare Härte und Grausamkeit, die vor keinem Mittel zurückschreckte. Wahrlich ein wunder Punkt in der Geschichte der freien Schweiz. Mit Recht sagt darum C. H. Wedel: „Hätte man die Bewegung gewähren lassen, sich klären, gesunde Beziehungen zur Kulturwelt finden lassen, so hätte sie sicherlich alle Überspanntheiten überwunden und wäre dem Lande zu großem Segen geworden. So aber, wie es ging, wurde sie zu einem kleinen Konventikel herabgedrückt, das sich nur mühsam erhalten konnte, um die allgemein menschlichen Ansprüche auf Gewissensfreiheit in eine spätere Zeit herüber zu retten.“

Welche Opfer aber an Gut und Blut die Täufer in der freien Schweiz noch bringen mußten, bis aus Frankreich mit der

Revolution auch die Glaubensfreiheit herüber kam, geht deutlich aus der weiteren Geschichte der Schweizer Täufer hervor.

Grausam war auch die Behandlung, welche sie im ganzen 16. Jahrhundert im Kanton Bern erfuhren. Sie waren von Basel aus dorthin eingewandert und wohnten besonders in dem fruchtbaren, reichen Emmental, erlitten aber schon seit dem Jahre 1525 trotz der milden Gesinnung des Berner Reformators Berthold Haller schwere Bedrückungen. Die Einigungsversuche durch die Religionsgespräche zu Zofingen (1532) und zu Bern (1538) blieben nicht nur erfolglos, sondern führten zu strengen Maßregeln gegen die Täufer. An verschiedenen Orten kam es zu Todesstrafen. Van Braght berichtet von 40 Märtyrern. Umsonst sprach sich der Ratsherr zur Kinden für eine milde Behandlung der Verfolgten aus. Der edelgesinnte Franz Nägeli wies darauf hin, daß die Zunahme des Wachstums der Taufgesinnten im Lande besonders auf die Pflichtvergessenheit und Sittenlosigkeit der Geistlichen der Staatskirche zurückzuführen sei. Eine zu Bern (1581) abgehaltene Synode hatte den Zweck, den offen hervortretenden Sünden, wie Ehebruch, Gotteslästerung, Trunkenheit, Geiz, Wucher zu steuern. Bei diesen Schäden am eigenen Leibe fuhr man fort, die unschuldigen Gegner mit Einkerkерung, Geldbußen, Landesverweisung und Tod zu bestrafen.

Gegen das Ende des Jahrhunderts begann auch die Züricher Staatskirche wieder ihren Kampf gegen die Täufer. Das Edikt von 1576 war hauptsächlich gegen die Aus- und Einwanderung nach und von Mähren gerichtet. Wiederholt erfolgten neue Mandate. Die Güter der Flüchtlinge sollten eingezogen und zum Unterhalt der Einkerkerten oder Begnadigten verwandt werden. Umsonst erwiesen sich diese Maßregeln; auch der scharfe Befehl von 1612 hatte keinen Erfolg. Die unschuldig Bedrängten fanden bei dem Volke die größte Teilnahme. Um diese Zeit wurde ein bedeutender Lehrer der Täufer, Hans Landis, der gegen das Verbot der Regierung fortfuhr zu predigen und zu taufen, gefänglich eingezogen und ebenfalls zu 6 Jahren Galeerenstrafe auf den Ruderschiffen der italienischen Fürsten verurteilt. Er fand Gelegenheit, sich seiner Ketten zu entledigen, kehrte in sein Heimatland zurück,

geriet dort aufs neue in die Hände seiner Feinde, wurde vom großen Rat zu Zürich zum Tode verurteilt und 1614 enthauptet. Tilemann van Braght, der aus handschriftlichen Berichten von Mangold und Meile schöpft und eine große Anzahl von Leidensgeschichten aus der damaligen Züricher Verfolgung mitteilt, erzählt über den Tod von H. Landis: „Als er zum Richtplatz geführt wurde, hat der Scharfrichter seine beiden Hände gen Himmel erhoben und gesagt: „Ach, Gott müsse sich erbarmen, ihm sei es geklagt, daß du, Hans, mir in solcher Lage in die Hände gefallen bist, vergib es mir um Gottes Willen, was ich an dir tun muß.“ Landis tröstete ihn mit dem Wort, daß Gott ihm vergeben werde, weil er nach dem Befehl der Obrigkeit handelte.

Als im Jahre 1643 eine neue Verfolgung ausbrach, bei welcher 30 Personen, Männer und Frauen, festgenommen wurden, sah sich ein uns unbekannter Mann aus Zürich veranlaßt, einen Brief nach Amsterdam an den Kaufmann Plattaver (oder Hattavier) zu richten. Aus diesem Schreiben geht hervor, daß man den verfolgten Täufern an 80,000 Taler abgenommen, die Zahl der Gefangenen aufs doppelte erhöht und sie wieder mit großer Roheit behandelt hatte. Die niederländischen Taufgesinnten sannern nun auf Unterstützung ihrer bedrängten Brüder, warnten diese vor Widersetzlichkeit, wenn die Schweizer sie nicht auswandern lassen wollten, versprachen ihnen ein Reisegeld von 200 Talern und schickten den zu Öttingen Gefangenen 100 Taler zur besseren Verpflegung. Die Züricher suchten in einem Manifest ihre harten Maßregeln zu rechtfertigen, klagten und schimpften weidlich über die widerspenstigen Täufer, verweigerten die Herausgabe der eingezogenen Güter und behielten auch die Unterstützung für die Öttinger Gefangenen in Händen. Daraufhin erfolgte eine scharfe Gegenerklärung von Seiten der holländischen Taufgesinnten, die aber keinen Erfolg hatte. Da verwandten sich die niederländischen Generalstaaten, die Magistrate von Amsterdam und Rotterdam, gleichzeitig mit der Ritterschaft im Elsaß im Jahre 1660 bei der Regierung von Zürich für die verfolgten Täufer. Das von dem Gesandten Adolph de Vreede überreichte Schreiben erhielt eine ablehnende Antwort. Die Bemühungen der Niederländer waren einstweilen gescheitert.

Inzwischen nahm noch die Verfolgung der Täufer im Kanton Bern in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unentwegt ihren Fortgang. Wiedertäuferische Schriften wurden eingezogen, Verhandlungen und Religionsgespräche fanden statt, Amtleute und Prädikanten erhielten Befehl, die Ausrottung der Sekte „mit Gottes Hilfe“ ernstlich durchzuführen; als Mittel dazu galt auch die Verordnung, daß den Kindern aus Täuferhellen, die nicht nach gewohnter christlicher Ordnung eingeseget waren, das Erbrecht zu entziehen sei; gelegentlich kam auch die Folterstrafe zur Anwendung. Wegen der wieder anwachsenden Zahl der Täufer begann man Ende 1658 mit noch strengeren Maßregeln vorzugehen. Im folgenden Jahre wurde ein besonderer Ausschluß zur Behandlung der Angelegenheiten derselben eingesetzt. Die Mitglieder dieser neuen Behörde erhielten den Namen: „Commitierte zum Täufergeschäft“. Aus ihnen ist später die sogenannte „Täuferkammer“ hervorgegangen. Im folgenden Jahrzehnt schien sich Aussicht auf eine bessere Lage der Täufer zu eröffnen. Ein Gutachten des geistlichen Konvents über die gedruckte Täuferordnung vom 26. Juni 1667 sprach sich entschieden für eine mildere Behandlung der Bedrängten aus. Von ebenso weitherziger Gesinnung zeugt das Schriftstück, betitelt „Meinung betreffend das Täufergeschäft,“ wahrscheinlich von Pfarrer De Losea, einem Mitglied des Ausschusses, verfaßt. Leider ohne Erfolg. Es erschien das strenge Mandat vom 8. September 1670. Die Gefängnisse von Bern begannen sich wieder zu füllen. Das Schlimmste war die Anwendung der Galeerenstrafe. Schon König Ferdinand von Österreich hatte sich 1540 dieses abscheulichen, grausamen Mittels bedient und neunzig auf Schloß Falkenstein gefangen gehaltene Täufer zu dieser Strafe verurteilt und zur Aushändigung an Andrea Doria, den großen Dogen von Venedig, bestimmt. Die Regierung von Zürich handelte im Jahre 1613 in gleicher Weise mit drei Täufeln (unter diesen der vorhin genannte H. Landis). Bern entschied sich ebenfalls für diese Strafart im Jahre 1638, welche besonders seit 1671 zur Ausführung kam. Es waren 6 Männer, die damals von Bern nach Venedig deportiert wurden. Eine Galeere mit verurteilten

Schweizer Täufern befand sich im Jahre 1572 bei der Insel Korfu.

Unter diesen aussichtslosen traurigen Verhältnissen ist es begreiflich, daß sich ein Teil der Berner Täufer entschloß, ihrem Heimlande den Rücken zu kehren. Im Jahre 1671 zogen ungefähr 700 Personen, jung und alt, zum Teil nach dem Elsaß aus, die meisten nach der Pfalz. „Groß war die Not der dort ankommenden Flüchtlinge, unter welchen sich Greise, Männer und Frauen im Alter von 70, 80, ja 90 Jahren befanden. Sie trugen ihr Bündel auf dem Rücken, die Kinder auf den Armen; einige derselben waren wohlgenut; einigen aber flössen die Tränen über die Backen, insbesondere den alten, unvernünftigen Leuten, die im Elend umherwandern und fremde Länder betreten mußten.“ (Vgl. die Briefe von Jakob Everling von Obersülzen, mitgeteilt im Märtyrerspiegel p. 618 ff). T. v. Braght hat im Jahre 1672 die Flüchtlinge in der Pfalz besucht. Ein genaues Namensverzeichnis derselben ist uns bewahrt geblieben. (Müller 200 ff.) Kein Wunder, daß bei solchem Elende der brüderliche Sinn der Glaubensgenossen in Deutschland und besonders in Holland sich regte und in edelmütiger Weise sich betätigte. Die Gemeinde zu Krefeld schrieb am 19. Dezember 1671 einen Brief an die Gemeinde zu Rotterdam, in welchem sie mitteilte, daß ihr Bruder Jan Floh zu Mannheim eine Anzahl von Vertriebenen in erbärmlichster Lage vorgefunden habe. Der am Schluß dieses Schreibens erfolgende Appell an die Mildtätigkeit der holländischen Brüder war nicht vergeblich. Schon im Jahre 1660 hatte sich eine Anzahl von Männern aus den Städten Dordrecht, Haarlem, Leyden, Amsterdam, Gouda und Rotterdam zusammengefunden zur Unterstützung der Schweizerbrüder. Sie bildeten zur Linderung ausländischer Not einen Ausschuß, welcher eine reiche und gesegnete Tätigkeit entfaltete. So erhielten z. B. die Schweizer bei ihrer Niederlassung in der Unterpfalz den Betrag von 11290 Gulden.

Als die im Jahre 1695 erneuerten Plakate der Berner Regierung keinen Erfolg hatten, als die Gefängnisse überfüllt waren und auch die Galeeren zur Unterbringung der zahlreichen Gefangenen sich nicht als geeignet erwiesen,

kam man auf den Gedanken der Deportation der Täufer. Ein Antrag, welcher zu diesem Zweck 1629 an die ostindische Kompagnie in Amsterdam gerichtet wurde, scheint keine Beantwortung gefunden zu haben. Da erbot sich im Jahre 1699 ein Herr Ritter in Bern unter gewissen Bedingungen, eine Anzahl von Täufern auf dem Wege über Holland nach Carolina in Amerika zu schaffen. Verhandlungen mit Großbritannien wurden gepflogen, freie Durchfahrt auf dem Rhein war gesichert; nur eins fehlte noch: die Zustimmung und Hilfeleistung der niederländischen Regierung zur gewaltsamen Einschiffung der Verbannten. Der Gesandte am holländischen Hofe im Haag, Seigneur de Saint-Saphorin, ein richtiger, feiner, gewandter Diplomat, nahm die Verwaltung dieser Angelegenheit in die Hand und richtete im Auftrage der Regierung ein Memorandum an die Generalstaaten, stieß aber besonders bei dem Ratspensionär auf großen Widerstand. Kurz vorher, am 15. März 1710, hatten die Generalstaaten ein freimütiges, energisches, im edelsten Ton gehaltenes, ja wahrhaft beschämendes Schreiben zu Gunsten der Täufer nach Bern abgehen lassen. Die Antwort darauf suchte das Verfahren zu rechtfertigen. Am 22. März erfolgte die Ablehnung des Memorandums des Herrn Saphorin seitens der Generalstaaten. Nochmals versuchte dieser Gesandte durch Unterhandlungen mit dem englischen Gesandten im Haag, sowie mit Abgeordneten der Provinzen und Vertretern der Taufgesinnten etwas für seine Zwecke zu erreichen. Inzwischen waren die 57 Gefangenen in der Schweiz eingeschifft worden und fuhren unter militärischer Bewachung langsam den Rhein hinunter. Da sich unter ihnen 32 Kranke, Greise, Kinder und Frauen befanden, die in Amerika sicher untergegangen wären, so erhielten diese Erlaubnis, in Mannheim zurückzubleiben, wo sie bei früher geflüchteten Glaubensgenossen gastliche Aufnahme fanden. Endlich am 6. April kam das schweizerische Schiff in Nymwegen an, wo die Gefangenen sofort in Freiheit gesetzt wurden; ihre Ankunft war bereits durch ein Schreiben des Lehrers Rupp von Neuwied aus angezeigt worden. In Nymwegen nahm sich der Prediger der dortigen Gemeinde Hendrik Laurens mit größter Liebe der im elendigsten Zustande befindlichen

Brüder an und sorgte für ihre Verpflegung. Mit Tränen in den Augen, aber erhobenen Gemütes nahmen diese darauf Abschied, wandten sich zunächst nach Cleve, wo sie gleichfalls gastlich aufgenommen wurden und kehrten dann in die Pfalz zurück.

Der Eindruck, den dieses Ereignis auf die verschiedenen Parteien machte, läßt sich begreifen. In Bern herrschte große Verstimmung; die Schweizer Brüder faßten Vertrauen; die niederländischen Taufgesinnten sahen sich zu neuer, großer Liebestätigkeit ermutigt, und der Gesandte St. Saphorin im Haag erhob Beschwerden bei dem Ratspensionär wegen der Unterstützung der Täufer. Um die Zustände in der Schweiz gründlich kennen zu lernen, ließen die Kommitierten in Amsterdam von den in Nymwegen frei gewordenen Schweizern einige zu sich kommen, legten ihnen 24 Punkte zur Beantwortung vor und ermöglichten ihnen eine Unterredung mit St. Saphorin im Haag. Vor die Regierung in Amsterdam geführt, bewirkten die Schweizer durch die Darlegung ihrer Erlebnisse die Abfassung einer Rechtfertigungsschrift gegen die von Bern aus erhobenen Vorwürfe. Bald darauf gelang es den fortgesetzten Bemühungen der Kommitierten in Amsterdam, daß der niederländische Gesandte in Bern, Herr Runckel, von seiner Regierung beauftragt wurde, auf eine mildere Behandlung der Täufer in der Schweiz zu dringen. Mit Eifer und Hingebung nahm dieser sein Werk in die Hand, berichtete aber alsbald von Widerstand und Feindseligkeit der Schweizer Behörden, sowie von der Gefangenschaft von 20 Täufern in Bern, deren Zahl später nach seiner Angabe auf mehr als das Doppelte stieg. Was blieb da anders übrig als Auswanderung? Aber wohin? Der König von Preußen hatte in einem Schreiben vom 5. Juli 1710 den Bedrängten sein Land als Zufluchtsort angeboten. Diese aber scheuten die in Litthauen herrschende Pest und nahmen an der Institution der Leibeigenschaft Anstoß.

Da kam der Gedanke auf, in Holland ein Heim zu suchen und zu gründen. Die niederländischen Brüder, warm dafür eingenommen, veranstalteten in ihren Gemeinden eine Kollekte, deren Ertrag sich auf 50,000 Gld. belief. Runckel in Bern setzte seine Bemühungen mit doppeltem Eifer fort.

Da endlich erschien das Amnestieplakat vom 11. Februar 1711, des Inhalts, daß die Schweizer Täufer Erlaubnis erhielten, ihr Eigentum zu verkaufen und nach Holland auszuwandern. Sogleich ging man ans Werk, um so freudiger, als von den niederländischen Brüdern Unterstützungen im Gesamtbetrage von 28,500 Gld. einliefen. Am 13. Juli fand die Einschiffung in Bern und Neuenburg statt. Auf 4 Fahrzeugen segelten die Auswanderer, 346 Personen, unter der Leitung des früher erwähnten G. Ritter von Bern, den Rhein hinunter und wandten ihrem geliebten Vaterlande für immer den Rücken. Am 2. August legten die Schiffe in Muiden, nahe bei Amsterdam an, herzlich begrüßt von einer Kommission des dortigen Gemeinderats. Am folgenden Tage wurden sie in den großen Räumen der Magazine auf dem „Zandhoek“ einquartiert und dort in gastlicher Weise zwei Wochen lang gepflegt. Ein schönes Werk wetteifernder Liebe der niederländischen Brüder! Die Sorge für das weitere Fortkommen der Ankömmlinge beschäftigte eine überaus zahlreich besuchte Versammlung von Deputierten aller Mennoniten-Gemeinden des Landes. Edelgesinnte Männer boten sich zur Unterbringung der Heimatlosen an. Infolgedessen zogen 127 Personen nach Harlingen, 126 nach Groningen und Umgegend, 87 nach Kampen, 116 nach Deventer, wo man Bauernhöfe für sie mietete oder ankaupte und ihnen Gelegenheit gab zum Anschluß an die Taufgesinnten schweizerischen Ursprungs, die aus der Pfalz dort eingewandert waren.

Da die Verfolgungen in der Schweiz noch nicht aufhörten, folgten seit 1711 fast jährlich Auswanderer nach. Wegen der Unkenntnis der Landessprache bildeten die Schweizer lange Zeit einige selbständige Gemeinden. Noch um 1780 sprach man in den Familien deutsch; wenige Jahrzehnte nachher wurde die holländische Predigt eingeführt. Nach den Urteilen aus damaliger Zeit waren die von der Schweiz her eingewanderten Leute von ernster Gesinnung, streng in der Nachfolge Christi, aufrichtig in Wort und Glauben, fleißig in Werken der Liebe, einfach in Wohnung, Hausrat und Kleidung. Ihre Nachkommen sollen noch jetzt ehrenvolle Stellungen im Staate und in der Gemeinde bekleiden.

Neben der Auswanderung von Schweizer Täufern nach der Pfalz und nach Holland kam es seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts auch zu Auszügen nach den Vereinigten Staaten von Amerika. Im Jahre 1710 begab sich eine kleine Anzahl Berner Taufgesinnten über England dorthin. Sie ließen sich in Pennsylvanien nieder und wurden von den Indianern freundlich behandelt; später folgten ihnen andere aus der Heimat nach. Um die Zeit von 1750 wanderten Täufer auch aus dem Jura und dem Emmental aus, kamen in Pennsylvanien an der Grenze gegen die Wilden an einen Ort, genannt „Schamoyen“, wo die Indianer dreizehn Personen töteten und ihre Häuser verbrannten. Seit dem Jahre 1817 zogen zahlreiche Familien aus dem Münstertal nach Amerika, siedelten sich in Ohio ostwärts von Pennsylvanien an und gründeten von dort aus Gemeinden in Indiana. Zur Zeit des amerikanischen Befreiungskrieges (1775—83) verließen viele eingewanderte Schweizer das Gebiet der Vereinigten Staaten und zogen nach dem nördlich gelegenen Kanada. —

Indem wir nun unsern Blick zu den Schweizer Täufern zurückwenden, begegnen wir dort im Anfang des 18. Jahrhunderts einer tiefgehenden Spaltung in den Berner Gemeinden. Auf der einen Seite stand die Partei, deren Haupt der Älteste Jakob Amman war. Er forderte die strenge Anwendung des Banns bis zur Ehemeidung, führte die Fußwaschung ein und verwarf die Verwendung von Knöpfen an Stelle von Haken und Haften sowie das Bartscheeren. Seine Anhänger nannten sich „Ammansche“ oder „Amische“ und wohnten im Berner Oberlande. Ihnen gegenüber stand die andere weniger strenge Partei, die sich an den Ältesten Hans Reiht anschloß und ihren Wohnsitz im Emmental hatten. Bei Gelegenheit der Auswanderung nach Holland trat diese Spaltung offener hervor. Die Reihtschen weigerten sich, mit ihren Gegnern das Land zu verlassen und in der Fremde gemeinsam Kolonien zu bauen; sie gerieten dadurch mehrfach in Konflikt mit dem Gesandten Runckel. Beide Parteien haben noch heute wenig Gemeinschaft mit einander. Die Trennung wurde aus der Schweiz zum Teil nach dem Elsaß und der Pfalz, besonders nach Amerika mit hinübergenommen, wo sie jetzt noch besteht.

Die Lage der Täufer, welche nach der Auswanderung vom Jahre 1711 im Lande zurückgeblieben waren, gestaltete sich in den nächsten Jahrzehnten zu einer sehr traurigen. Am 24. Mai 1714 erschien ein weitläufiges Mandat, nach welchem alle verwiesenen, aber ins Land zurückkehrenden Täufer entweder auf die Galeeren gebracht oder zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt werden sollen. Gegen die Anwendung des erstgenannten Strafmittels hatte die Geistlichkeit von Bern bei dem Rat zwar Einspruch erhoben; aber dennoch wurden fünf Täufer über Turin auf die Galeeren nach Palermo befördert. Erst infolge vielseitiger Verwendung bei dem Rat von Bern ordnete dieser die Befreiung und Rückkehr der Unglücklichen an. Die Behandlung der Täuferangelegenheit übernahm in Bern die früher schon erwähnte, sogenannte Täuferkammer. Sie ist dabei schonungslos zu Werke gegangen. Schriften und Versammlungen der Täufer wurden unterdrückt, Gütereinziehungen, Landesverweisungen und Bestrafungen mit ewiger Gefangenschaft erfolgten. Nicht einmal ein ehrliches Begräbnis auf einem Kirchhof war den Exkommunizierten gestattet. Bei der Aufsuchung und Gefangennahme der Verfolgten bediente sich die Täuferkammer der sogenannten Täuferjäger, einer ganz niederträchtigen Bande früherer Söldner, berüchtigt durch ihr rohes, grausames Vorgehen. Die Praxis der Behörden konnte vor der öffentlichen Meinung nicht lange mehr bestehen. Schon in den dreißiger Jahren sah sich die Täuferkammer zu milderem Verfahren genötigt; im Jahre 1742 wurde sie aufgehoben, „die Täuferjägerei“ verschwand im Zeitalter der Aufklärung.

Als der Sturm der Revolutionszeit so manche alte morsch gewordene Einrichtung hinwegfegte, kam mit dem neu erwachten Geist auch der Grundsatz der Toleranz und Gewissensfreiheit zu voller Geltung, ausgesprochen im 6. Artikel der ersten helvetischen Verfassung vom 12. April 1798 sowie in dem am 12. Februar 1799 erschienenen sogenannten Duldungsgesetz aller Religionsmeinungen. Die Taufgesinnten atmeten auf und doch waren sie enttäuscht, als ihre Grundsätze in betreff der Spättaufe, der Eheschließung und der Eidesleistung als unverträglich mit der strengen Erfüllung der Gesetzespflicht keine Anerkennung fanden.

Die Langenauer Täufer reichten deswegen im Jahre 1810 eine Petition ein; sie wurden abgewiesen, aber der Geist der Toleranz brach sich dennoch Bahn; durch Verordnungen vom Jahre 1815 und 1820 kam es dahin, daß die Schweizer Täufer in der freien Ausübung ihrer Religion nicht mehr behindert wurden.

2.

Die Täufer in Böhmen und Mähren.

„Dürfen wir die Schweiz als das Quellgebiet der Waldenser- und Täufer-Strömung betrachten, so läßt sich ihre Richtung mit einiger Sicherheit verfolgen. Ein Hauptstrom wälzt sich durch Süd- und Mitteldeutschland nach den Niederlanden und Norddeutschland, ein anderer nach Böhmen und Mähren. Verfolgen wir zunächst den letzteren.“ (H.)

Die seit älterer Zeit aus der Schweiz und Deutschland nach Böhmen eingewanderten Brüder kamen daselbst mit einer Partei in Berührung, welche als Nachfolger der strengen hussitischen Taboriten unter dem Namen „Böhmische Brüder“ nachher eine wichtige Stellung in der Kirchengeschichte einnahmen. Ohne Zweifel übten die deutschen Waldenser (ebenso wie Wiclif) einen bedeutenden Einfluß auf ihre geistesverwandten Genossen in Böhmen aus. Auf der im Jahre 1467 zu Lhota abgehaltenen Versammlung kam es zwar zu keiner Einigung mit denselben, aber die Anerkennung, welche diese ihren deutschen Brüdern zollten, geht daraus hervor, daß der österreichische Waldenserbischof Stephan, ein Schüler Reisers, dem Vorsteher der Unität, Mathias von Kunwald, die Bischofsweihe erteilte. Die böhmischen Brüder erlebten zuerst eine Zeit großer Blüte. Um das Jahr 1500 soll es an 400 Gemeinden derselben mit einer Gesamtzahl von 200000 Gliedern gegeben haben. Ihr Schulwesen entwickelte sich kräftig. Etwa 30 Jahre später schlossen sie sich mehr den Anschauungen der reformierten Kirche an und führten die Kindertaufe ein. Durch die Wirren des 30jährigen Krieges auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen, fanden sie an dem um die Pädagogik

so hochverdienten Bischof Arnos Comenius (f 1668) eine kräftige Stütze. Die amtliche Würde desselben ging 1737 auf Zinzendorf über, der die Nachkommen der alten Gemeinschaft zu der sogenannten „Brüdergemeinde“ umbildete.

Auch das Böhmen benachbarte Mähren wurde eine Zufluchtsstätte für die Täufer. Nach dem Tode des in der Schlacht bei Mohacz gefallenen Königs Ludwigs II. war das Land im Jahre 1526 an Österreich gefallen. Ferdinand I. hielt es aus politischen Gründen für ratsam, der dort von den Edelleuten unterstützten evangelischen Bewegung nicht so gleich entschieden entgegen zu treten. So wurde Mähren ein Sammelpunkt vieler aus der Schweiz und aus Oberdeutschland vertriebener Täufer. Hubmeier kam im Jahre 1526 hierher, fand in der Nähe von Nikolsburg bei den Grafen von Lichtenstein freundliche Aufnahme und wußte es dahin zu bringen, daß die ganze dort bestehende evangelische Gemeinde mit einem der Grafen zu den Täufern übertrat. Ein Zerwürfnis, das zwischen Hubmeier und dem zum Teil überspannten Hans Hut eintrat, hatte zur Folge, daß die Anhänger des letzteren sich nach dem nordwestlich von Nikolsburg gelegenen Austerlitz wandten und hier eine neue Gemeinde gründeten, welche aus Tyrol großen Zuzug erhielt. Aus jenem Land kam für einige Zeit auch Jakob Hutter, der geordnete Verhältnisse schuf und namentlich die sogenannten „Bruderhöfe“ oder „Haushaben“ einrichtete, welche die Grundlage der nun beginnenden Gütergemeinschaft bildeten. Da nach der Anschauung der neu eingewanderten Glaubensgenossen die Kirchengzucht in Austerlitz nicht streng genug gehandhabt wurde, so zog ein Teil derselben nach dem zwischen Nikolsburg und Austerlitz gelegenen Auspitz. Auch in dem benachbarten Orte Rossitz ließen sich Täufer aus Schlesien und Schwaben nieder.

Eine eigentümliche Erscheinung ist das auf kommunistischer Grundlage eingerichtete Zusammenleben der mährischen Brüder. Die Familien bewohnten gemeinsame Haushaben, die Kinder wurden gemeinsam erzogen, die Mahlzeiten gemeinschaftlich eingenommen, auch in der Tracht herrschte Übereinstimmung. Der Ertrag der Arbeit jedes einzelnen floß in die Kasse der Gemeinde. Auf diese

Weise, besonders aber durch Fleiß und Sparsamkeit, nahm ihr Wohlstand sehr zu, zum großen Ärgernis der katholischen Nachbarn und Gegner, die ihnen keine Konkurrenz machen konnten und sich dafür mit böswilligen Verleumdungen rächten. Im übrigen waren die mährischen Brüder in ihren Ansichten sehr streng, legten großen Wert auf die Handhabung des Banns und hielten sich von ihrer Nachbarschaft (der Welt) vollständig geschieden.

Mit dem Jahre 1535 begann die Zeit ihrer Verfolgung. König Ferdinand ließ seinem langverhaltenen Hasse freien Lauf. Ein strenges Edikt befahl die Ausrottung der Ketzler. Viele von ihnen kehrten nach Schwaben und Schlesien zurück. Die Brüder von Auspitz mußten mit Weib und Kind, mit Schwachen und Kranken ihren Wohnsitz verlassen, irrten im größten Elend im Lande umher, legten sich abends unter freiem Himmel auf die Heide nieder, ohne jegliche Zufuhr von Proviant und Wasser. Hütter flüchtete sich nach Tyrol, geriet aber durch Verrat zu Clausen am Eisack im Etschtal in Gefangenschaft. Von dort wurde er nach Innsbruck gebracht, in der grausamsten Weise gefoltert und zum Tode verurteilt. Als er am 24. Februar 1536 zum Feuer geführt wurde, sprach er: „Nun kombt her, ir Widersprecher, lasset uns den Glauben probiren. Disses Feuer schadet meiner Seele so wenig, wie Sadrach und Abednego.“ Jakob Hutter ist ohne Zweifel ein Mann von hervorragendem Ansehen unter seinen Glaubensgenossen. Er hat die Spaltungen der mährischen Gemeinden beseitigt und eine feste Organisation derselben herbeigeführt. Sein Einfluß ist demjenigen zu vergleichen, den Menno Simons in den Niederlanden und in Deutschland ausgeübt hat. „Nebst seinem Geiste hat er mit seinem Feuertode der Gemeinde auch seinen Namen vermacht.“

Obschon die Brüder in Mähren während der nächsten zehn Jahre sich einer gewissen Ruhe erfreuen durften, welche neue Zuzüge und Niederlassungen zur Folge hatte, so fehlte es zeitweilig doch nicht an schweren Bedrückungen. Im Dezember 1539 wurden die Brüder zu Nikolsburg plötzlich mitten in der Nacht von kaiserlichen Truppen überfallen und gefangen nach der alten Bergfestung Falkenstein gebracht. Etwa neunzig Männer hat man dort über Wien

nach Triest geführt und dann Andreas Doria überantwortet, der sie als Galeerensklaven im Kriege gegen die Türken benutzte. Ein großer Teil derselben ist später entkommen und nach Mähren zurückgekehrt.

Im Jahre 1547 brach die zweite, große, siebenjährige Verfolgung an. Als Karl V. den schmalkaldischen Krieg siegreich durchgeführt und den Kurfürsten Johann Friedrich gefangen genommen hatte, gab es in Osterreich keine Schonung mehr. Sogleich erschien ein strenges Reskript, das die Ausweisung aller Brüder aus Mähren forderte. Infolgedessen begaben sich viele nach Ungarn, wo sie in Sabatisch und Deutsch-Nußdorf nordwestlich von Preßburg Unterkunft fanden. Aber auch dorthin reichte die Macht Ferdinands. Die ungarischen Beschützer der Täufer wurden angewiesen, die Ketzer aus dem Lande zu vertreiben und zwar innerhalb dreier Tage. „Da gab es," wie der Chronist erzählt, „kein Erbarmen mehr. Man hat ihnen Hab und Gut genommen und sie mit Weib und kleinen Kindern aus den Häusern gestoßen. Sie mußten hinaus in den wilden Wald, dazu in kalter Winterszeit und dort gleich den wilden Tieren wohnen. Man bat die Schergen dringend, sie sollten doch Mitleid haben, aber da half kein Bitten." Fünf Jahre lang führten die Vertriebenen auf solche Weise ein elendes Fluchtleben in bitterster Not. Erst die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts sollte für sie in Mähren eine Zeit ruhiger und gesegneteter Entwicklung bringen.

In dieser ganzen Zeit beständigen Wachstums ist ohne Zweifel auch der Grund gelegt worden zu dem sittlichen Zustand und dem Aufblühen der Gemeinschaft. Beck schreibt darüber: „Fleiß, Arbeitsamkeit und Nüchternheit war den Bewohnern der Haushaben in hohem Grade eigen. Still, ruhig schaffend und jeder Auflehnung feindlich, in Ackerbau, Gewerben und der Kultur der Rebe wohl erfahren, waren sie den Grundherren willkommene Colonen und Untertanen. Moore und Gestrüpp verschwanden in Kürze, wo ihre Hand zu Axt und Schaufel griff. Ihre Produkte — namentlich Messer, Linnen und Tücher — suchten ihres gleichen im Lande. Ihre Ärzte waren geschickt und weit gesucht. Nicht ohne Grund nannte man ihre Höfe die Honigstöcke des Landes. Armut und Bettel

waren in ihren Hütten fremd. Ordnung, Reinlichkeit, Zucht und Ernst zeigte sich in ihrem ganzen Wesen. Witwen und Waisen wurden von der Gemeinde versorgt, die Kinder in gemeinsamen Kinderstuben gepflegt, ehe sie für die Schule heranwuchsen. — Nicht anders als gut unterrichtet betraten sie die Werkstätten eines Handwerks, dem sie angehören wollten. Der Adel weilte gerne in ihren Bädern, deren sie mehrere im Lande unterhielten. Aus ihren Stallungen bezog man die besten Pferde, aus ihren Werkstätten die besten Sensen, Turmuhren, die schönsten Tonwaren, die kostbarsten Messer, die feinsten Haarsiebe und Müllerbeutel. Ob ihrer Treue und Ehrlichkeit, und ihrer praktischen Erfahrungen stellten sie die mährischen Landherren (Katholiken wie evangelisch Gesinnte) gerne an die Spitze ihrer Meiereien, Keller, Höfe und Mühlen, welche letztere sie vortrefflich zu konstruieren verstanden, im Verkehr als pünktliche Zahler und Leute von Wort wohl bekannt."

„Als Schattenseiten ihres Wesens müssen dagegen hervorgehoben werden: Ihr Dünkel, die einzig wahre christliche Kirche auf Erden zu sein; die übermäßige Hochhaltung des Handwerks auf Kosten der Wissenschaft und der höheren Bildung, die von ihnen vernachlässigt wurde; das häufige Eingehen von Ehen ohne gegenseitige Zuneigung; die spartanische Erziehung der Kinder; die prinzipielle Seelenjägerei, mittelst welcher der Gemeinde stets neue Glieder zugeführt werden sollten, wobei aber von den nach Mähren ziehenden Proselyten nur zu häufig Gatten und Kinder im Elend zurückgelassen wurden; der starre Formalismus; ein saures, mürrisches Wesen, das den meisten Bewohnern der Haushaben anklebte und denselben in Ungarn den Spitznamen „Habaner" verschaffte."

Etwa 40 Jahre hat die eigentliche Blütezeit der Gemeinde gewährt. Mähren war für sie „das gelobte Land", ein „neues Jerusalem." Dann begann aber mit dem Jahre 1592 die große Drangsalsperiode, die, 70 Jahre anhaltend, dem Täufern in jenem Lande zuletzt den Todesstoß gegeben hat. Die Chronik erzählt: „Anno 1592 hat sich der Kriegeslauff in Crahaten (Kroatien) erhebt, dannach im Jahre 1593 hat es sich im Ungarland auch angefangen" (Beck S. 315). Infolge der Musterungen, Ein-

quartierungen, Durchzüge der Truppen nach Ungarn sind die Gemeinden fast Jahr für Jahr überfallen, beraubt und bis aufs Blut ausgepreßt worden. In dem sogenannten „Bocskai'schen Kriege“, den die Ungarn unter ihrem Haupte Stephan Bocskai zur Wahrung ihrer evangelischen Freiheit gegen die Österreicher führten, haben die „Heyducken“, ungarische Söldner, in unmenschlicher Weise mit Raub, Brand und Mord in den Gemeinden von Ungarn und Mähren gewüthet. Im Jahre 1605 wurden an einem Ort 42 Personen, an einem andern 112 Brüder und Schwestern als Sklaven unter die Heiden (Muhamedaner) geführt „Bei allen fromen wardt seer großes Ellendt“.

Auch in der nächsten Zeit hatte die Gemeinde viel von durchziehendem und umherschweifendem Kriegsvolk zu leiden. Im Jahre 1619 begannen die Schrecken des dreißigjährigen Krieges. Als die mährischen Stände für die gegen Österreich sich erhebenden böhmischen Utraquisten Partei ergriffen, schickte Kaiser Mathias den General Dampierre mit 1000 Mann Reiterei und Fußvolk ins Land, die in so furchtbarer Weise mit Raub, Mord und Brennen besonders in den Haushaben der völlig unschuldigen Brüder hausten, daß sich viele von diesen den Tod wünschten. 38 Personen sind dabei ums Leben gekommen. Nach der Königskrönung des Kurfürsten Friedrichs V. von der Pfalz in der Stadt Prag und dessen Huldigung durch die mährischen Landstände in Brünn rückten unversehens 1620 die „Poläcken“ ein und wütheten 2 Jahre lang am schlimmsten bei dem Überfall der Ansiedlung von Pribitz. Wo sie einen der Brüder trafen, hieben, stachen, schössen sie ihn nieder, brannten ihn mit heißen Eisen, gössen ihm heißes Schmalz über den bloßen Leib, schnitten ihm tiefe Wunden, darin sie Pulver schütteten und dann anzündeten. 72 Personen erlitten auf solche Weise an jenem Tage den Tod. In den Jahren 1621 und 1622 dauerten die furchtbaren Kriegsleiden fort: „Es war in Summa ein seer angsthafte, kumerliche, bose Zeit, voll alles Laidts, Jamers und Uebels und ist nicht zu erzählen, was für grausamer unmenschlicher Tyranney und Gottlosigkeit in diesem verfluchten teufllichem Krieg mit uns geübt worden ist.“

Im Jahre 1621 wurden 183 Personen, Brüder und

Schwestern, zwangsweise aus Ungarn nach Siebenbürgen überführt. Die Zahl der Umgekommenen betrug 64. Trotz Beendigung des Krieges hub die Not im folgenden Jahre 1622 aufs neue an. Infolge des Drängens und Treibens des Kardinals von Dietrichstein erließ der Kaiser Ferdinand II. ein Ausweisungspatent. Die Bewohner von 24 Haushaben mußten beim Anbrechen des strengen Winters mit leeren Händen ihr Heim verlassen und in Ungarn und Siebenbürgen ihre Zuflucht suchen. In den beiden nächsten Jahren erfolgten neue verschärfte Ausweisungsbefehle desselben Kardinals. Trostlos war die Lage der Vertriebenen in Ungarn. Die auf dem Kriegsschauplatze umherstreichenden Horden, die Truppen des Betlen Gabor, Mansfelds, Türken, Tartaren, Polacken, Wallensteiner und Kroaten plünderten die Haushaben der Brüder aus. Von den Türken wurden viele in die Gefangenschaft geführt. Im Jahre 1628 bewirkte der Kardinal noch die Ausweisung fast aller Brüder aus Mähren nach Ungarn, obschon der Erzbischof von Gran gegen diese Einwanderung protestierte. Seit 1630 ließen die Schrecken des Krieges nach, dagegen hatten die Gemeinden in Ungarn hinfort von elementaren Mißgeschicken: Trockenheit, Teuerung, Hungersnot, großer Sterblichkeit und Feuersbrunst zu leiden. Was konnte es viel helfen, daß nach dem Abschluß des westfälischen Friedens die Schweden das Land verließen oder daß Kaiser Leopold einzelne Ansiedlungen durch ein Protektionsschreiben unter seinen Schutz stellte? Nicht umsonst freilich sind zwei Abgesandte von Sabatisch aus bis nach Mannheim, Holland, Seeland, Flandern und Friesland gezogen, um die Beihülfe der Glaubensgenossen in Anspruch zu nehmen; aber die allmähliche Verarmung der Haushaben ließ sich dadurch nicht aufheben, so daß vom Jahre 1666 der eigentliche Verfall der Gemeinde begann.

Vergebens freilich machten damals die Jesuiten die ersten Versuche, die Brüder zum Katholizismus zu bekehren. Der Statthalter von Ungarn und Graner Erzbischof zitierte 1684 in der gleichen Absicht 3 Brüder nach Preßburg, stieß aber auf beharrlichen Widerstand.

In dieser ganzen Zeit folgten stets neue Erpressungen und Verheerungen von Seiten der durchmarschierenden Truppen, besonders bei Gelegenheit des Türkenkrieges und

der Belagerung von Wien 1683. Unter diesen Verhältnissen sank auch eine alte, den Brüdern ehrwürdige Einrichtung dahin. Hatten sie bis dahin an der Gütergemeinschaft festgehalten, die ihren Wohlstand und ihre Verbreitung so vermehrte, daß manchmal 600 Personen in einer Haushaltung bei einander wohnten, so war es 1685 infolge der Bedrängnis nicht mehr möglich, diese Ordnung aufrecht zu erhalten. Man vermochte nicht mehr gemeinsam die Landesabgaben zu entrichten, sondern in Zukunft mußte jeder für sich selbst zahlen. Wiederholt erfolgten zu dieser Zeit strenge Verordnungsbefehle, die Kinder taufen zu lassen; an manchen Orten fing man damals an, sich diesem Befehl zu unterwerfen; auch einzelne erwachsene Personen traten damals zum Katholizismus über. Ein Bruder Zacharias Walter stand um das Jahr 1748 in Szobosist mit dem gelehrten und gefeierten Prediger J. Deknatel zu Amsterdam in brieflichem Verkehr und Meinungs austausch und erhielt von demselben Erbauungsbücher und andere Schriften. Ebenso fand ein Briefwechsel zwischen Walter und dem Bruder Peter Weber in Hackenburg in der Pfalz statt. Die Anläufe der Jesuiten richteten sich besonders gegen die im westlichen Ungarn unfern der mährischen Grenze befindlichen Gemeinden zu Trenchin, Szobotist und Levar. Ein Missionar gab den Rat: „steckt die Glieder eines Völkchens, das selbst Feuer und Schwert zu fürchten verlernt hat, unter die Soldaten.“ Mehrere schwankten und fielen ab; die Gemeinde zu Trenchin sank auf 147 Seelen herab; die andern blieben standhaft, trotzdem daß man ihre Lehrer zeitweilig dem Kollegium der Jesuiten übergab. Es hieß: „sie wollten und könnten nicht von ihrer Glaubensregel zurücktreten.“ Es kam leider anders. Als ohne Rücksicht auf die vielfachen Bitten und Vorstellungen der Brüder die Landesregierung fortfuhr, dieselben mit Gefängnis, Einziehung der Güter und körperlichen Züchtigungen zu bestrafen, flüchtete mancher in die Wälder und nach Mähren; Frauen verließen ihre abgefallenen Männer und ein großer Teil der Gemeindeglieder an den vorher genannten Orten trat im Jahre 1763 zum Katholizismus über.

Im Jahre 1781 erschien das Toleranz-Edikt Josephs II. Die Brüder glaubten, daß es auch auf sie Anwendung

finden würde. Diejenigen, die abtrünnig geworden waren, kehrten massenhaft zu ihrem alten Glauben zurück. Als ihnen bedeutet wurde, daß sie in dem Edikt nicht mit eingegriffen seien, wandten sie sich aufs neue der römischen Kirche zu. Es waren 137 Personen, die so wieder katholisch wurden.

Treu bei seinem Glauben blieb der Älteste Jakob Walter. Im Jahre 1784 begab sich dieser mit einer Anzahl von Brüdern und Schwestern nach Klein-Rußland, wo sie 58 Jahre wohnten. Von dort zogen sie in das südliche Rußland und gründeten in der Nähe des Asowschen Meeres die Kolonie Huterthal (im Gouvernement Taurien, nächst Halbstadt gelegen). Von dort aus hat im Jahre 1874 eine Auswanderung derselben nach Amerika (Süd-Dakota) stattgefunden, wo sie jetzt fünf Gemeinden bilden. —

Die Geschichte der mährisch-ungarischen Taufgesinnten bietet ein erhebendes und zugleich betrübendes Bild. Auch bei ihnen zeigt sich eine bewundernswerte Glaubensstärke und Standhaftigkeit unter den größten und schwersten Verfolgungen; es tritt klar zu Tage, welche Kraft und welcher Segen in den richtig durchgeführten Grundsätzen des Täuferthums liegt. Hätte man unsere Brüder in Mähren und Ungarn geduldet wie in Rußland und Amerika, so würden sie nach menschlichem Ermessen noch heute dort blühende Gemeinden bilden, die zur Wohlfahrt des Landes mitwirken. Durch die Kurzsichtigkeit und Unduldsamkeit der österreichischen Regierung, durch die Hetzereien der Jesuiten und durch die furchtbaren Drangsale der Kriege ist es dahin gekommen, daß das Täuferthum daselbst mit Gewalt zertreten und unterdrückt worden ist.

3.

Die Täufer in Süddeutschland.

Durch Luther war das Verderben der Kirche aufgedeckt und der Kampf mit Rom in kühner Glaubensüberzeugung eröffnet worden. In allen Schichten der Land- und Dienstbevölkerung gährte es wegen des unerträglichen Druckes, der auf dem gemeinen Mann lastete. Im Bauernkriege war durch Thomas Münzer dieser tiefgehende Groll

zum Ausdruck gekommen. Von diesen Verhältnissen und Vorgängen blieben auch die stillen Bruderschaften, die Reste des alten Waldensertums in Deutschland nicht unberührt. Sich an Luther anzuschließen, der seit dem Jahre 1524 sich mehr dem Begriff einer Staatskirche zuneigte, widersprach ihren Anschauungen. Wie ein zündender Funke fiel da die Nachricht von dem Vorgehen der Schweizer Brüder in ihr inneres Leben hinein und veranlaßte sie, dieselbe Bahn einzuschlagen. Im Jahre 1526 kam es durch Lehrer aus der Schweiz und aus Österreich zuerst in Augsburg zur Bildung einer selbständigen Täufergemeinde. Auf einer Versammlung, welche im Frühjahr jenes Jahres dort stattfand, faßte man den wichtigen Beschluß, die Taufe auf den Glauben auch bei den süddeutschen Brüdern allgemein einzuführen. Hans Hut war einer der ersten, die sich aufs neue taufen ließen. Im August des folgenden Jahres 1527 wurde unter dem Vorsitz von Hans Denk eine zweite große Versammlung abgehalten. Anwesend waren mehr als 60 Abgeordnete von Gemeinden in der Nähe und Ferne, unter ihnen Hetzer, Hut, Schläffer und Langenmentel. Man einigte sich über wesentliche Bekenntnispunkte und Gemeindeordnungen. Gegenüber dem Vorschlag von Hans Hut, den Angriffen der Verfolger bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen, fand die milde Gesinnung von Denk volle Anerkennung. Man beschloß ferner die Aussendung von Aposteln, die bald darauf in die Pfalz, nach der Schweiz und nach Österreich zogen und dort eine Tätigkeit entfalteten, die bestimmt war, allmählich ganz Süddeutschland zu umfassen. Weil die meisten der Teilnehmer jener Versammlung bald nachher für ihren Glauben ihr Leben ließen, erhielt jene Zusammenkunft den Namen Märtyrer-Synode. Die Augsburger Gemeinde entwickelte sich in der nächsten Zeit so kräftig, daß die Zahl ihrer Mitglieder an 1100 betrug, deren Ruf der beste war. Ein unbekannter Erzähler berichtet von ihnen: „sie taten nichts denn das Evangelium lehren, redeten davon und unterwiesen einander im Worte Gottes. Es zog sich all ihr Ding auf fast große Hilf, daß jedermann dem anderen tun solt aus brüderlicher Liebe. Der gemeine Mann dacht nicht anders, die Sache wär ganz gut und recht.“ Neben

der Täufergemeinde in jener Stadt bildeten sich andere zu derselben Zeit in Straßburg, Worms, Steyr und Linz.

Als der bedeutendste Führer der Täufer in Süddeutschland ist ohne Zweifel Hans Denk anzusehen. Er war geboren um das Jahr 1495 in Bayern, in jenen Grenzgebieten des Böhmerwaldes, wo von früher her noch Brüdergemeinden vorhanden waren. Seine Zeitgenossen S. Frank, Wolfgang Capito, Johannes Keßler und Yadian schildern ihn als einen jungen Mann maßvollen, zurückhaltenden und vornehmen Wesens, sowie stillen, milden, frommen Sinnes. Nachdem Denk in Basel studiert und sich den Grad eines Magister liberalium artium erworben, übernahm er daselbst die Stelle eines Korrektors in einer Buchdruckerei und vertiefte sich mehr und mehr in die Anschauungen der Mystiker. Auf Empfehlung von Ökolampad im Jahre 1523 zum Rektor an der St. Sebaldusschule in Nürnberg ernannt, machte er sich daselbst wegen Abweichungen von der lutherischen Lehre verdächtig und wurde auf Veranlassung Oslanders im Jahre 1525 aus der Stadt verwiesen, nach dem er dem Magistrat zuvor sein Glaubensbekenntnis überreicht, den Schmähungen seiner Person aber keine Anklage, kein Scheltwort entgegengesetzt hatte. Von da an begann für ihn ein unsicheres, mühseliges Wander- und Fluchtleben. Im Herbst desselben Jahres tauchte er in St. Gallen auf, wo er im Hause eines Täufers freundliche Aufnahme fand, sich den Anschauungen der dortigen Brüder anschloß und zuerst literarisch auftrat mit der Veröffentlichung einer Schrift, die von den Grundlagen und Quellen der „religiösen Weisheit“ handelte. Infolge von Konflikten mit der Obrigkeit mußte er schon nach wenigen Monaten die Stadt verlassen und wandte sich nun nach Augsburg, wo er auf Veranlassung von Hubmeier zu der dortigen Täufergemeinde übertrat und in ihr eine erfolgreiche gesegnete Wirksamkeit entfaltete, zum großen Ärgernis von Urbanus Rhegius, der die ganze Bewegung ein Fastnachtsspiel nannte. Nach einer Disputation mit diesem Führer der Lutheraner mußte Denk weiter wandern und begab sich im Herbst 1526 nach Straßburg, wurde aber auch hier trotz seiner friedlichen Gesinnung von Capito und Buzer schon nach wenigen Monaten aus der Stadt verwiesen. Als ein

flüchtiger, schutzloser, heimatloser Mann wandte er sich nach der Pfalz und dann nach kurzem Aufenthalt in Bergzabern und Landau nach Worms, wo er zu Anfang des Jahres 1527 mit dem gleichfalls aus Straßburg vertriebenen Hetzer zusammentraf und eine in der Bildung begriffene Täufergemeinde fand, für die der junge, feurige Prediger von Worms, Jakob Kautz gewonnen wurde. Als Antwort auf die gegen ihn gerichteten Angriffe der Straßburger Prediger schrieb Denk damals das bekannte Buch: „Von der wahren Liebe“, eine Schrift, die so recht den milden, weitherzigen, echt christlichen Geist des Verfassers erkennen läßt. Während des Aufenthalts in Worms vollendeten Hetzer und Denk die bereits in Straßburg begonnene Übersetzung der prophetischen Bücher des Alten Testaments, welche daselbst bei P. Schöffler im Druck erschien. Das Werk, ein wahres Ehrenkenmal für die Gelehrsamkeit und Wahrheitsliebe der Verfasser, erfuhr in der Zeit von dreizehn Jahren fünfzehn Auflagen, in Wittenberg ist es vielfach benutzt, in der Schweiz zum Teil ausgeschrieben worden. Luther äußerte sich darüber in einem Privatschreiben vom 4. Mai 1527 an Wenzeslaus Link: „Die Übersetzung sei nicht zu verachten, die Verfasser hätten Fleiß und Mühe angewandt, doch könne niemand alles erreichen. Später hat er öffentlich erklärt: „Ich halte, daß kein falscher Profet und Rottengeist treulich Dollmetschen könne, wie das wohl scheint in den Profeten von Worms verdeutschet.“

Als die Täufer infolge eines Aufruhrs in der Stadt zur Flucht genötigt wurden, suchten Denk und Hetzer Schutz bei den Brüdern in Süddeutschland und in der Schweiz (Zürich); dann finden wir beide auf der Augustversammlung in Augsburg. Denk, als Apostel für die Schweiz bestimmt, kam nach Basel, von allem Leid, das er getragen, körperlich und geistig gebrochen. In einem Schreiben an Ökolampad bat er diesen inständig, bei dem Magistrat Schutz und Duldung für ihn zu erwirken. Bald nachher, wenige Tage vor seinem Tode, übergab er seinem früheren Gönner handschriftlich sein letztes Bekenntnis, später unter dem falschen Titel veröffentlicht: „Hans Denkens Widerruf.“ Ökolampad schreibt im Jahre 1528 an einen Freund: es sei kein ganz leeres Gerücht, daß Denk zuletzt anderen Sinnes

geworden sei. Ein neuerer Schriftsteller bestreitet mit Recht diesen Widerruf, indem er schreibt: „Man muß sich hüten zu glauben, daß Denk in seinen letzten Augenblicken daran gedacht habe, seine Lehren zu verleugnen, für welche er während seines ganzen Lebens gelitten hatte, und daß er sich vollständig an die rechtgläubige Partei angeschlossen habe; er ist immer seiner früheren Überzeugung treu geblieben.“ (Roehrich.) Wenige Tage nach der Abfassung des vorher genannten Bekenntnisses im Monat November des Jahres 1527, ist Denk von seinen Leiden erlöst worden. Von seinen Schriften sind besonders zu erwähnen: 1. Sein Glaubensbekenntnis. 2. Eine Schuft über die Erleuchtung von oben. 3. Eine Schrift über die göttliche Weltordnung. 4. Eine Abhandlung über den freien Willen. 5. Eine Schrift über das Gesetz Gottes. 6. Ein Werk über die Liebe. — Die eigentümlichen Grundanschauungen von Denk lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen. Die Stimme des Gewissens und das religiöse Gefühl sind die Ausgangspunkte der Religion. Die „Heilige Schrift“ steht über allen menschlichen Sätzen, aber nicht so hoch wie das Wort Gottes in der Menschen Brust. Nur derjenige wird die Schrift recht verstehen, welcher von dem „inneren Licht“ des göttlichen Geistes erleuchtet ist. Die menschliche Natur ist seit dem Sündenfall nicht von Grund aus verderbt, sondern es liegt in ihr ein innerer Trieb zum Guten. Gott hat dem Menschen Willensfreiheit gegeben, daß er zum Guten und Bösen greifen kann, wie es die Schrift bezeugt. Der Glaube an Gott ist Gehorsam gegen Gott und die Zuversicht auf seine Verheißungen, die er durch Jesum Christum gegeben hat. Wer sich auf die Verdienste Christi verläßt und nichts desto weniger in einem fleischlichen Leben fortfährt, der hält Christum wie vor Zeiten die Heiden ihre Götter hielten, als ob er ihn nicht achte. Des Gesetzes Erfüllung ist die Liebe; wo sie lauter und rein ist, da erstreckt sie sich auf alle und begehrt mit allen einig zu sein und alle mit Liebe zu umfassen. In Sachen des Glaubens soll alles frei, willig und ungezwungen zugehen. Christum vermag nur zu erkennen, wer ihm nachfolgt in einem heiligen Leben. Das Kennzeichen des wahren Christentums ist Besserung des Herzens, Hingabe und Selbstentäußerung in wahrer Liebe

zu Gott und zu den Menschen. — Was die Persönlichkeit Denks anbetrifft, so sind die charakteristischen Züge wahre Demut und Bescheidenheit, aufrichtige Herzensgüte und Milde, tadellose Sittlichkeit, hervorragende Gelehrsamkeit, rücksichtsvolle Achtung der Meinungen anderer, volle Selbständigkeit des theologischen Denkens. Ein Reformator der Täufer in Süddeutschland zu werden, war nicht seine Bestimmung; dazu war sein Sinn zu zart und die Zeit seines Wirkens zu kurz, aber er hat die Traditionen der Waldenser rein erhalten, nach der Seite der Erkenntnis hin wesentlich ausgebildet und sich um die Organisation seiner Religionsgemeinschaft die größten Verdienste erworben. Zur Zeit seines Lebens vielfach geschmäht und noch bis vor sechzig Jahren verkannt und vergessen, ist ihm in der neueren Zeit als dem bedeutendsten und edelsten Vertreter des Täuferturns wahre Gerechtigkeit und volle Ehrenrettung zuteil geworden.

Neben Hans Denk sind noch folgende Männer als Hauptführer der Täufer zu nennen. Der vorhin erwähnte Ludwig Hetzer stammte aus waldensischen Kreisen, erhielt eine gelehrte Bildung und wurde Denks und Sattlers Freund. Auf Befehl des Rats von Augsburg um Ostern 1528 aus der Stadt vertrieben, ging er zur Fortsetzung seiner literarischen Arbeiten nach seinem Heimatsort Bischofszell in der Schweiz zurück, verkehrte mit Vadian in St. Gallen und wandte sich im Sommer desselben Jahres nach Konstanz. Gegen sein sittliches Leben daselbst sind schwere Anklagen erhoben worden; man hat ihn der Vielweiberei beschuldigt. Gegen Ende des Oktobers verhaftet und drei Monate gefangen gehalten, erlitt er am 4. Februar 1529 gefaßt und ergeben den Tod durchs Schwert. Der Chronist schreibt darüber: „In diesem Jahr 1529 ist der Bruder Ludwig Hetzer, ein Diener des Evangeliums, ein Hochgeleerter Mann zu Costnitz am Bodensee gefangen und umb der göttlichen Wahrheit willen zum Todt verurteilt und mit dem schwerdt gerichtet worden. Da hat er die göttliche Wahrheit Ritterlich mit seinem Blut bezeugt und in seinem Abscheid vil schöner leer getan.“ Die Hauptschrift Hetzers „Das Büchlein von Christo“ ist nicht zum Druck gekommen; von seinen übrigen Arbeiten sind nur spärliche Reste übrig

geblieben. Vier Lieder, die ihm zugeschrieben werden, sind noch vorhanden. —

Als Führer der Täufer in Süddeutschland ist auch Michael Sattler zu nennen, ein Mann von gelehrter Bildung und tief ern[^]em, frommem Sinn. Gebürtig zu Staufen, wandte er dem Kloster St. Peter im Schwarzwalde den Rücken und schloß sich im Züricher Gebiet 1526 den Täufem an. „Er gehörte“, wie Seb. Frank sagt, „zu den wenigen, die streng darauf halten, daß ein Christ keine Obrigkeit sein kann, denn Christen haben allein den Bann und nicht das Schwert unter sich.“ Sattler hatte seinen Wohnsitz in Staufen. Von dort vertrieben, ging er nach Straßburg und dann nach Schwaben. Hier wurde er gefangen genommen und ihm der Prozeß gemacht. Man hat ihm die Zunge ausgeschnitten, mit Zangen das Fleisch vom Leibe gerissen und ihn zu Rothenburg am Neckar am 31. Mai 1527 verbrannt. Er hat aus dem Gefängnis zu Benzdorf einen rührenden Brief an die Brüder geschrieben, außerdem mehrere Schriften hinterlassen. Im Ausbunt wird das Lied von ihm angeführt:

„Als Christus mit seiner wahren Lehr versammelt hätt ein kleines Heer, sagt er, daß jeder mit geduldt ihm täglich s' Creutz nachtragen sullt.“

In der Stadt Waldshut ist das Täufertum besonders durch den Mann begründet und gefördert worden, dessen Name mit der Geschichte der ganzen Bewegung aufs engste verknüpft ist, durch Dr. Balthasar Hubmeier. Dieser, geboren als Sohn armer Eltern um 1480 zu Friedberg bei Augsburg, studierte unter Dr. Ecks Leitung Theologie und Philosophie, wurde Professor an der Universität Ingolstadt und bald nachher hochangesehener Domprediger in Regensburg. Wegen freisinniger Äußerungen aus der Stadt vertrieben, ging er nach Waldshut, wo er 1522 eine Pfarrstelle annahm. Hier wandte er, veranlaßt durch eifriges Studium der heiligen Schrift sowie durch den Verkehr mit Zwingli in Zürich, sich allmählich der reformierten Kirche zu und brachte es dahin, daß zu Pfingsten d. J. 1524 die Reformation in Waldshut eingeführt wurde, zum größten Ärgernis der Regierung in Wien, unter deren Herrschaft damals die Stadt stand. Bald nachher trat er in Verbindung mit den

Täufern in Basel; Flüchtlinge aus Zürich, namentlich auch Reublin wirkten auf ihn ein. Die Folge davon war, daß Hubmeier zu der Gemeinde übertrat, indem er Ostern 1525 sich aufs neue taufen ließ. Als die abtrünnig gewordene Stadt von den österreichischen Truppen eingenommen und zur Rückkehr zum Katholizismus gezwungen wurde, gelang es Hubmeier zu entkommen und sich nach Zürich zu wenden. Hier von dem Rat der Stadt in strenge Haft gebracht, an Leib und Seele fast aufgerieben, ließ er sich zum Widerruf seiner Lehre bewegen, wandte sich aber wieder den Täufern zu. Auf Befehl des Züricher Rates mußte er 1526 das Gebiet der Stadt und das Land verlassen.

Nach seiner Flucht aus der Schweiz und nach kurzem Aufenthalt in Deutschland begab er sich im Jahre 1526 über Steyr nach Osterreich. In Nikolsburg in Mähren, wo er auf dem Gut eines Grafen von Lichtenstein freundliche Aufnahme fand, gelang es ihm, eine Täufergemeinde zu bilden. Bei der Leitung derselben geriet er freilich in Streit mit dem zu schwärmerischer Gesinnung geneigten Hans Hut. Da die österreichische Regierung es ihm nicht vergessen konnte, daß er vorher die Stadt Waldshut zum Abfall vom Katholizismus verleitet hatte, fiel er infolge des Drängens von König Ferdinand seinen Feinden in die Hände. Er wurde nach Wien gebracht und auf dem in der Nähe gelegenen Schlosse Greiffenstein gefangen gehalten, verhört und gefoltert. Umsonst versicherte er, daß er sich an keinem Aufruhr beteiligt habe, reichte zu seiner Verteidigung auch ein Glaubensbekenntnis ein. Am 10. März 1528 bestieg er zu Wien den Scheiterhaufen. Sein Weib wurde drei Tage später in der Donau ertränkt. „Also sind beide standhaft geblieben im glauben und habent also der Märterer Cron zu hoffen,“ schreibt der Chronist. Das ganze Wesen Hubmeiers zeugt von einem reinen und edlen Charakter, so daß er in dieser Beziehung Hetzer überragt. Vadian nennt ihn „einen sehr beredten und wahrhaft gebildeten Mann.“ Als Schriftsteller in Glaubenssachen nimmt er unter den Täufern eine hervorragende Stellung ein. Bis jetzt sind von ihm 24 Schriften bekannt geworden, teils vollständig, teils im Auszuge abgedruckt, dem Inhalt nach Streitschriften gegen Zwingli und Ökolampad oder Belehrungen über Taufe,

Abendmahl und freien Willen. Alle zeugen von Scharfsinn, Klarheit und redlichem Herzen. Ihm zugeschrieben wird das Lied: „Frewt euch, frewt euch in dieser Zeyt, ihr werten Christen alle.“ Sein Widerruf in Zürich ist durch den Märtyrertod in Wien völlig aufgewogen worden. —

Als eifriger Lehrer der Täufer ist ferner Eitel Hans Langenmantel anzusehen, ein Bruder des tapferen Führers des schwarzen Schlachthaufens vor Pavia und Sohn des Augsburger Bürgermeisters Hans Langenmantel, Mitglied eines der vornehmsten Geschlechter der Stadt. Durch Hans Hut im Jahre 1527 für das Täufertum gewonnen, wirkte er nach dem Weggange von Denk mit reichem Segen, hielt in Scheunen, Gärten und Häusern Versammlungen ab, so daß die Gemeinde zu Augsburg zusehends wuchs, zum Ärgernis der lutherisch gesinnten Prediger. Von der Obrigkeit zum Tode verurteilt, aber auf Verwendung seiner einflußreichen Verwandten nur ausgewiesen, wurde er wegen der Gicht, die er hatte, hinausgetragen und auf einem Karren nach Ulm gebracht: „Da ist er, im Sessel sitzend, enthaubt worden und hat also die warheit säliglich mit seinem bluet bezeugt.“ Langenmantel hat, ungeachtet seiner Treue, keinen großen Einfluß auf die Lehrentwicklung und die Schicksale der Täufer ausgeübt; es fehlte ihm dazu an der gelehrten und theologischen Bildung, die er sich nicht erwerben konnte. Seine Hauptschrift trägt den Titel: „Ein Göttlich und gründlich Offenbarung von den wahrhaftigen Wiedertäufern mit göttlicher Wahrheit angezeigt.“ 1527. Ein katholischer Chronist hat die Behauptung aufgestellt, daß er sich kurz vor seiner Hinrichtung bekehrt habe.

Mit schwärmerischen Ideen und Träumereien verbunden zeigt sich das Täufertum in Hans Hut aus Haina in Franken stammend. Als fahrender Buchhändler geriet er mit der Bewegung Münzers zusammen; durch Denk der Gemeinde zugeführt, verleugnete er hernach nie seine alten Anschauungen, konnte sie aber weder auf der Versammlung von Augsburg noch in Mähren Hubmeier gegenüber zur Geltung bringen. Hut wirkte als Apostel in Wien, Passau und Steyr, wandte sich dann nach Franken und wurde in Augsburg gefangen genommen. Er fand seinen Tod in der

Gefängniszelle, wo das Strohlager, auf das man ihn, von der Marter scheinbar tot, gelegt hatte, durch Unvorsichtigkeit in Brand geriet. Er ist der Verfasser der „Dankagung“, die beim Abendmahl gesungen zu werden pflegte, außerdem stammen von ihm noch mehrere Kirchenlieder. —

Hans Schlaffer aus Österreich, „gehörte“, wie Keller sagt, „zu den interessantesten, aber fast ganz unbekanntem Schülern und Anhängern Denks“. Früher katholischer Priester, schloß er sich den Täufern an, wirkte unter ihnen mit Erfolg, besuchte die Städte Augsburg, Nürnberg, Regensburg und Nikolsburg, indem er in Nürnberg mit Hetzer und Denk verkehrte. Zu Schwaz im Inntal festgenommen, verteidigte er mit Geschick die Taufe auf den Glauben, bezeugte seinen Gehorsam gegen die Obrigkeit und sagte zu den Richtern: „mit den Anklagen gegen die Täufer, daß sie Aufrührer seien, geht es gerade so, wie in dem Prozeß Christi und seiner Apostel vor der heidnischen Obrigkeit.“ Schlaffer wurde im Jahre 1528 zu Schwaz enthauptet. Er hat mehrere selten vorkommende Schriften hinterlassen; außerdem zwei Lieder.

Leonhard Schiemer wird als erster Bischof der Täufer in Österreich bezeichnet, weil er mehrere Gemeinden beaufsichtigte und bediente. Er war der Sohn achtbarer Eltern, studierte an der Universität Wien, wurde Mönch im Kloster zu Judenburg, dem er nach sechsjährigem Aufenthalt entflohen. Später kam er nach Wien zu Hans Hut, ließ sich taufen und wirkte dann in Steiermark, Salzburg und Bayern, indem er viele dem Täufern zuführte und neue Gemeinden gründete. In Tyrol fiel er seinen Feinden in die Hände, die ihn in Rottenburg zum Tode verurteilten, „damit der gemein Mann ein Ebenbild empfahe, sich der bösen, verführerischen Sekten und der ketzerischen Leer desto baß zu hüeten.“ Schiemer war ohne Zweifel eine geistig-bedeutende Persönlichkeit unter den Täufern. Er schrieb neben anderen Büchern auch mehrere Briefe an die Gemeinden. Von ihm stammt ein rührendes Klagegedicht, anhebend mit den Worten: „Dein heilig statt hond sie zerstört, dein Altar ausgegraben, dazu auch deine Knecht ermördt, wo sie's ergriffen haben.“

Das furchtbare Schicksal, welches die Führer und

Häupter des Täufern getroffen hat, ist leider auch einem großen Teil ihrer Anhänger nicht erspart geblieben. Nicht nur daß Verleumdungen der gehässigsten und niederträchtigsten Art gegen sie verbreitet wurden, nein auch der Haß der Verfolgung entbrannte gegen sie zu unerhörter Grausamkeit. Täufer waren nun einmal höchst verderbliche, staatsgefährliche Ketzer. Es galt, sie zu vernichten mit Feuer und Schwert; darnach handelte damals die Kirche des Katholizismus und des Protestantismus und die Landesregierung. Die Stadt Augsburg sah sich nach der Versammlung von 1527 zuerst zum Einschreiten veranlaßt und ging mit Hinrichtungen vor, „die von Augsburg,“ schreibt ein Zeitgenosse, „haben viel gewürgt und töten lassen, hat aber nichts Gutes gebracht.“ Dem traurigen Beispiele folgten die schwäbischen Städte Tübingen, Kaufbeuren, Böblingen, Kirchheim und Stuttgart. Bewaffnete Reiter scharen durchstreiften das Land; die Hauptleute hatten Vollmacht, die Verdächtigen ohne Urteil und Recht zum Tode zu bringen. Die Verfolgungssucht in Bayern war nicht minder groß. Herzog Wilhelm gab daselbst den Befehl: „Wer revocirt, den soll man köpfen; wer nicht revocirt, den soll man brennen.“ In München, Passau, Ingolstadt, Landshut, Nürnberg und anderen Orten wurden in wenigen Jahren 57 Personen gerichtet. Aber was war das alles verglichen mit den furchtbaren Vorgängen in Österreich. König Ferdinand machte in der Zeit von 1523 bis 1528 drei Erlasse bekannt, die in steigender Schärfe die Täufer aller Rechte für verlustig erklärten und bei Beharrung in der Ketzerei mit dem Tode bedrohten. Der Chronist berichtet: „Anno 1528 in den ersten fastenwochen hat der König Ferdinand den Prophosen in Österreich geschickt, der hat hin und wieder große Empörung, Trübsal und Verfolgung angericht.“ In Tyrol, besonders im Inntal, in Salzburg, in Steiermark, in Ober- und Niederösterreich brannten in vielen Orten die Scheiterhaufen. In Görz und Tyrol allein erlitten an tausend Menschen den Märtyrertod. In dem zur vorderösterreichischen Regierung gehörenden Orte Ensisheim sollen an sechshundert Personen umgekommen sein. Man schonte kein Alter und kein Geschlecht. In Salzburg hielt der Henker ein sechzehnjähriges Mädchen, das nicht wider-

rufen wollte, so lange unter Wasser bis es tot war. Um die Täufer durch die Standhaftigkeit und Glaubensfreudigkeit ihrer Brüder nicht zur Nachfolge zu stärken, begann man die Hinrichtungen im geheimen zu vollziehen. „Man hörte wohl in der Stille der Nacht ein dumpfes Geräusch in den Fluten der Etsch oder der Donau, den bängen Lauschern ein Zeichen, daß durch die Schergen des allerchristlichsten Königs eine apostolische Christin, weil sie sich auf's neue hatte taufen lassen, dem Tode überantwortet wurde. Die Männer wurden in der Morgendämmerung und dann nicht auf der gewöhnlichen Richtstätte zu Tode gebracht.“

Mit Recht sagt Keller: „Wer beschreibt den Kummer und das Elend, welches in den zerrütteten Familien vieler Hunderttausende im Lauf der Jahre durch den frommen Eifer der herrschenden Geistlichkeit angerichtet worden ist? Wie viele Witwen hat man verkommen lassen, wie viel Waisen sind elend dem Tode entgegen geschmachtet. Und dies alles im Namen der christlichen Liebe. Trotz dieser furchtbaren Behandlung ließen sich die armen Schlachtopfer nicht erschrecken oder entmutigen, hunderte ertrugen die Pein der Folter standhaft und gingen freudig, Psalmen singend, zum Richtplatz. Das Volk war mit Staunen und Bewunderung Zeuge solcher Bekenntnistreue.“ — Aufschwerste getroffen wurden die Täufer durch jenen Beschluß, der im Jahre 1529 von Reichswegen gegen sie gefaßt wurde. Karl V., durch den mit dem Papst geschlossenen Frieden verpflichtet, „der verpestenden Krankheit der neuen Meinungen“ ein Ziel zu setzen, berief zum 21. Februar einen Reichstjag nach Speier, auf welchem unter Zustimmung auch der lutherischen Stände, die doch gegen jede Unterdrückung ihrer Gewissens- und Glaubensfreiheit protestiert hatten, auf Antrag der kaiserlichen Kommissarien am 23. April jener Beschluß gefaßt wurde, nach welchem es heißt: „Da solche alte vor viel hundert Jahren verdamnte und verbotene Sekte der Wiedertäufer je länger je mehr beschwerlicher einbricht und überhand nimmt, so deklarieren wir aus Kaiserlicher Machtvollkommenheit und rechtem Wissen und Willen, daß alle und jede Wiedertäufer und Wiedergetauften, Manns- und Weibs-

personen verständigen Alters, vom natürlichen Leben zum Tode mit Feuer und Schwert oder dergleichen nach Gelegenheit der Person ohne vorhergehende der geistlichen Richter Inquisition gerichtet und gebracht werden." Verwehrt wird gleichzeitig, daß irgend jemand den Täufern Unterhalt und Herberge gewähre oder zur Auswanderung behülflich sei. Die unerhörte Strenge dieses Reichsgesetzes lag vor allem in dem Verbot, den Rechtsweg vor dem geistlichen Gericht zu betreten.

Die Wirkungen jener Verordnung zeigten sich schon bald und zwar zunächst in der Pfalz. Schon im Jahre 1527 hatte die Regierung des Landes den Kampf gegen die Täufer aufgenommen, den sie jetzt, gestützt auf des Kaisers Mandat, mit aller Rücksichtslosigkeit und Härte fortsetzte. Der Pfalzgraf Ludwig ließ im Jahre 1529 an dreihundertfünfzig Personen um des Glaubens willen hinrichten. Besonders in der Stadt Alzey, im heutigen Rheinhessen, wütete der Burggraf Dietrich von Schönburg auf höheren Befehl mit unerhörter Grausamkeit, brachte viele zum Tode und ließ solchen, die er nicht richten wollte, die Finger abhauen oder Kreuze auf die Stirn brennen. Er selbst starb plötzlich, als er im Schloß zu Heidelberg zu Tisch saß. „Also ward dieser Unflat ausgemacht." Der Pfalzgraf soll sein Unrecht später tief bereut haben. In gerechter Empörung über die schmachvolle Behandlung der Gefangenen in Alzey hat später ein Mann aus antitäuferischen Kreisen, der wackere Johannes Odenbach aus Moschein unter Landsberg ein Buch veröffentlicht, in welchem er schreibt: „Diebe, Mörder und Bösewichter habt ihr barmherziger im Gefängnis behandelt als diese Armen, die doch keine Missetat begangen, sondern nur Gott zu Ehren und niemandem zu Leid sich zum zweiten Male haben taufen lassen und von denen man sagen wird, daß sie als heilige Märtyrer Gottes ritterlich der Welt widerstrebt haben und gestorben sind". — Dem furchtbaren Druck der Verfolgungen konnten die süddeutschen Täufer auf die Dauer keinen beharrlichen und erfolgreichen Widerstand entgegensetzen. Ihre Führer waren zum größten Teil dahingeeordnet; ihre Versammlungen sanken zu kleinen Konventikeln herab; ihre Ubereinstimmung in Lehre und Leben ging vielfach verloren; ihre Anhänger

mußten als stille Handwerker, Pächter und Dienstleute ihren Unterhalt suchen. Unter diesen Verhältnissen kam es zu dem Niedergang der Bewegung, den Keller mit den Worten beschreibt: „Während es in gewissen Momenten den Anschein gehabt hatte, als könne die neue Gemeinschaft der Brüder in Kirche und Staat zu dauerndem Einfluß gelangen, sah man jetzt den ehemaligen Schwung der religiösen Begeisterung hinsiechen und ermatten. Im Jahre 1570 war das Schicksal der oberdeutschen Täufer entschieden; zerstreut, vernichtet, zersprengt, fristeten die überlebenden Genossen ein kümmerliches Dasein; in abgelegenen Winkeln, unter dem Schutz des Waldes und der Nacht vereinigten sich die Reste zu traurigen Zusammenkünften und gedachten mit Schmerz der Brüder, welche für die gemeinsame Sache in den Tod gegangen waren.“

4.

Die Täufer in Mittel- und Norddeutschland.

Melchior Hofmann. Münster.

Sind nun Männer wie Denk, Sattler, Hubmeyer, die Führer der süddeutschen Gruppe, so hat vor allem Melchior Hofmann es verstanden, die Verbindung zwischen Süd- und Mittel-, ja Nord-Deutschland herzustellen. Melchior Hofmann wurde im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts in der ehemaligen freien Reichsstadt Schwäbisch Hall im Kochertal geboren. Seinem Beruf nach ein Kürschner, ohne gelehrte Bildung, aber in der heiligen Schrift wohl unterrichtet, mystisch angelegt, von stürmischer Beredsamkeit und Leidenschaftlichkeit, wandte er sich zuerst der Lehre Luthers zu. Auf einer Reise nach Livland, die er im Jahre 1523 im Interesse seines Geschäftes unternahm, trat er in Wolmar als Vorkämpfer der Reformation auf, wurde von dem Herrenmeister des deutschen Ordens aus der Stadt verwiesen und ging dann nach Dorpat, wo es zu heftigen, stürmischen Auftritten kam, so daß er das Feld räumen mußte. Nach Deutschland zurückgekehrt, wußte er durch seine Mitteilungen über den Gang der Reformation im Norden das Vertrauen Luthers zu gewinnen. Darauf kehrte er wieder nach Livland zurück, geriet wegen seiner damals zuerst auftauchenden Anschauungen über das Weltende mit der lutherischgesinnten

Geistlichkeit von Dorpat in Streit und begab sich von dort nach Reval, wo er seinen Glauben in Werken der Liebe betätigte, indem er Krankendiener wurde. Inzwischen der Ketzerei verdächtigt, ging er nach Stockholm, erhielt dort eine Predigerstelle in der deutschen Gemeinde und schrieb in seiner Vorliebe für die eschatologischen Stellen der hl. Schrift seine Erklärung des 12. Kapitels von Daniel, in welcher er den Eidschwur verwarf und einer freieren Auffassung des Abendmahls huldigte. „Um etlicher Ursachen willen“ (die uns nicht näher bekannt sind) mußte er die Stadt verlassen, hielt sich vorübergehend in Lübeck auf und kam auf deutsches Gebiet nach Holstein, wo er zunächst ohne offizielle Anstellung in freier Weise das Evangelium verkündigte. Um womöglich die Reformatoren für seine Ansichten zu gewinnen, begab er sich 1527 nach Wittenberg und Magdeburg. Von Amsdorf und Luther zurückgewiesen, kehrte er über Hamburg, von Not und Sorge bedrückt, mit Weib und Kind nach Holstein zurück. König Friedrich von Dänemark, der an der Predigtweise sowie an den apokalyptischen Anschauungen Hofmanns Gefallen fand, gab ihm eine Anstellung in Kiel. Als er bei dem feierlichen Religionsgespräch in der Kirche des Barfüßerklosters zu Flensburg vor dem Herzog Christian, vor Bugenhagen und einer hochansehnlichen Versammlung mit großer Kühnheit seine zum Teil zwinglianischen Anschauungen in betreff des Abendmahls verteidigte, mußte er binnen drei Tagen das Dänische Gebiet verlassen. Von nun an begann für Hofmann aufs neue ein unstätes Wanderleben. In Emden traf er mit dem Heißsporn Karlstadt zusammen, der dort eine fieberhafte Tätigkeit entwickelte. In Straßburg, der großen Freistadt des Südens, knüpfte er Beziehungen an zu dem ihm geistverwandten Caspar Schwenkfeld und schrieb dort seine von glühendem Verlangen nach der Wiederkunft Christi erfüllte Auslegung der Offenbarung Johannes. Im Jahre 1529 trat er daselbst zu den Täufern über, deren Ansichten über Taufe, Abendmahl, Glaubensfreiheit, Obrigkeit und Kirchenzucht er teilte. Als Apostel nach Emden gesandt, fand er dort begeisterte Aufnahme; Graf Enno soll durch seine Predigt bis zu Tränen gerührt worden sein. Nach der Angabe von Obbe Philipps hat er in der Sakristei

der Kirche dreihundert Personen aus allen Ständen getauft. Bei seinem Weggang von Emden setzte er Jan Yolkertszoon, genannt Trypmaker, zu seinem Nachfolger ein. Mit stürmischem Eifer durchzog er das Land, erschien am Ende des Jahres 1530 in Straßburg und bald nachher mit Volkertszoon in Amsterdam. Weiterhin begegnen wir seinen Fußspuren in Mitteldeutschland und Hessen. Dann, „gefolgt von der fieberhaften Erwartung seiner Anhänger,“ zog er zum letzten Mal nach Straßburg, um dort angesichts der verworrenen kirchlichen Zustände das Anbrechen des jüngsten Tages zu verkündigen. Der Magistrat der Stadt, welcher wegen seiner schwärmerischen Lehren einen Aufstand befürchtete, ließ ihn festnehmen; er aber blieb bei seiner Ansicht: bald sollen die Reiche Sodoms und Babylons dahin fallen, und der geistliche Salomo seine Herrschaft über die ganze Erde ausbreiten. Überall erhoben sich prophetische Stimmen, aber keine Wolke am Himmel zeigte sich diesem zweiten Elias. Sein Mut erlahmte; infolge der verschärften Kerkerhaft befiel ihn eine tödliche Krankheit. So hauchte der Profet im Jahre 1543 in seiner einsamen Zelle auf dem Straßburger Turm nach zehnjähriger Gefangenschaft seine Feuerseele aus. Die Bedeutung der Persönlichkeit Hofmanns ist auch von seinen Gegnern anerkannt worden. Er hat zwar durch sein chiliastisches Element der Schwärmerei der Täufer Vorschub geleistet, aber er selbst hat nie Aufruhr gewollt, sondern stets Gehorsam gegen die Obrigkeit gepredigt. Sein sittliches Leben war unanfechtbar, seine Glaubensüberzeugung aufrichtig und unerschütterlich. Durch seinen verzehrenden Eifer und seine gewaltige Tatkraft hat er auf das Täufertum im Norden und im Süden einen mächtigen, nachhaltigen Einfluß ausgeübt. „Durch ihn“, sagt zur Linden, „wurde zwar die Erhebung der spiritualistischen Oppositionspartei zu welthistorischer Bedeutung angebahnt, aber indem er den Enthusiasmus abermals zur Herrschaft in derselben brachte, hat er eine verhängnisvolle Trübung der Bewegung verschuldet, und durch eine furchtbare Krisis mußten die schwärmerischen Giftstoffe erst wieder ausgesondert werden, damit der Spiritualismus endlich durch Menno Simons Werk sein geläutertes Lebensideal, freilich

nur in einem kleinen Kreise, auf den ja seine Grundgedanken auch allein berechnet waren, zur Verwirklichung bringe."

Die Bedeutung, welche der Anabaptismus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im mittleren Deutschland gewonnen hat, ist erst durch die Forschungen im Lauf der letzten Jahrzehnte in ein helleres Licht getreten. Der Beschluß des Reichstages zu Speier hat auch für die Täufer in Sachsen ernste, schwere Folgen gehabt und das Verhalten Luthers zu denselben stark beeinflußt. Nachdem der Reformator am Anfang seines Auftretens, in der Zeit von 1517 bis 1521 infolge der Einwirkung seines Vorgesetzten, des Augustinerprovinzials Johann Staupitz, sich sehr den Anschauungen zugewandt hatte, welche im Mittelalter durch Mystiker besonders durch Tauler und den Verfasser des Büchleins: „Eyn deutsch Theologie" vertreten wurden, vollzog sich bald nachher eine entschiedene Wendung in seiner Richtung. Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und der stellvertretenden Genugtuung Christi die Hervorhebung der Erbsünde, die Verwerfung aller menschlichen Willensfreiheit sowie der Vernunft als Ratgeberin in göttlichen Dingen, die Annäherung seiner kirchlich-politischen Auffassung an die Lehre der römischen Kirche: — Diese Momente treten jetzt bei Luther mehr in den Vordergrund seines religiösen Denkens und Wesens. Zu beachten ist ferner, daß das stürmische Auftreten der geistig-überspannten sächsischen Radikalen, der sogenannten Schwarmgeister, in Zwickau und Wittenberg unter der Leitung von Männern wie Gabriel Didymus, Nikolas Storch, Bodenstein von Karlstadt und Thomas Münzer, sowie das Aufflammen des furchtbaren Bauernkrieges einen tiefen Eindruck auf ihn machen mußten. Auf diese Weise ist es begreiflich, daß die eigentlichen Täufer, von welchen nur einzelne mit jenen Männern in Berührung gekommen waren, bei Luther, der eine einmal gefaßte Meinung hartnäckig festzuhalten pflegte, auf Wohlwollen, Duldung und gerechte Würdigung nicht zu rechnen hatten. Das zeigte sich schon bald beim ersten Auftreten der Täufer in den sächsischen Landen im Jahre 1528.

Während der Landgraf Philipp von Hessen sich dem Reichstagsbeschluß von Speier nicht unterwarf, sondern

daran festhielt, es sei unrecht, jemanden des Glaubens halben, wo sonst keine Ursache der Yerwirkung des Lebens vorliege, mit dem Schwerte zu töten, so drang dagegen der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, auf die Hinrichtung der Täufer, von welchen sich eine Anzahl in dem Amte Hausbreitenbach angesammelt hatte. In dem längeren schriftlichen Gutachten, welches die Wittenberger Theologen über die Behandlung dieser Angelegenheit abgaben, heißt es am Schluß: „Es weiß auch der Potentat dieses, daß, ob schon etliche Anabaptisten mögen aus Einfalt irren, daß dennoch ihre Sekte gewißlich vom Teufel ist und gereicht zur Vertilgung der rechten, reinen Lehre des Evangelii — derhalben muß der Potentat der Sekte wehren; ob er schon etwa mit einer Person zu geschwind führe, tut er dennoch recht u. s. w.“ Luther schrieb sein Placet darunter und bemerkte: „Wiewohl es grausam anzusehen ist, daß man hier mit dem Schwerte bestraft wird, so ist's doch grausamer, daß sie das Predigtamt verdammen und keine gewisse Lehre ausbreiten und rechte Lehre unterdrücken und dazu die weltlichen Reiche zerstören wollen.“ In der Vorrede zu dem Buche von Menius: „der widder-täuferleer“ schreibt Luther: „Will ich doch ein wenig anzeigung tun, das man begreifen mag, der Teuffei habe sie ausgesandt.“ (wofür er viel wunderbare Zeichen angiebt.) Die Unduldsamkeit und Härte von Menius, des lutherischen Pfarrers von Eisenach, spricht aus dessen Worten: „Wenn diese Rottengeister über uns sauer sehen und murren deßhalb, daß sie ein härteres Leben führen denn wir, so wollen wir ihnen mit dem gemeinen Sprichwort antworten und sagen: volenti non fit injuria, des Menschen Lust ist seines Herzens Himmelreich. Daß sie so viel leiden, ist ihre eigene Schuld und Wohlgefallen; was können wir dazu tun.“ Infolge des oben genannten Gutachtens wurden die in Hausbreitenbach gefangen gehaltenen Täufer im Jahre 1531 nach Eisenach geschleppt, dort durch Menius verhört und durch einen Meister peinlich, d. h. unter Anwendung der Folter befragt. Diejenigen, welche widerriefen, fanden Begnadigung. Einer von ihnen, Fritz Erbe aus Berka, weigerte sich standhaft. Dafür hat man ihn zuerst in Eisenach, dann auf der Wartburg in

schwerer Kerkerhaft gehalten, trotz des für ihn abgelegten Zeugnisses, daß er einen guten Wandel geführt und sich je und allerwege billigen Gehorsams gehalten habe. Endlich im Jahre 1548 wurde er von seinen langen und schrecklichen Leiden durch den Tod erlöst und am Fuß des Schlosses zu St. Elisabeth begraben. „Ein trauriges Beispiel von der furchtbaren Glaubensstyannei jener Zeit, die nicht einmal eine von der privilegierten Staatsreligion abweichende Meinung duldete“. Der Unduldsamkeit des Kurfürsten sind noch andere zum Opfer gefallen. Am 27. Januar 1536 bestiegen zu Jena drei Täufer das Schaffot, auf ihrem Todesgang von Melanchthon begleitet. Ein Jahr nachher unterschrieb der Kurfürst das Todesurteil gegen zwei Männer, welchen nichts anderes als Irrtum im Glauben nachgewiesen war.

Als einflußreichster und bedeutendster Leiter der anabaptistischen Bewegung in Hessen und Thüringen ist Melchior Rink anzusehen, anfänglich Schulmeister und Kaplan in Hersfeld, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, wegen seiner großen Sprachkenntnisse der „Griechen“ genannt. Mit Münzer befreundet, nahm er an dem Bauernkriege teil. Nach der Schlacht bei Frankenhausen führte er ein unstätes Leben, predigte und taufte und hielt sich vorübergehend unter den Täufern in Worms auf. Im Jahre 1528 ließ er sich in der Gegend von Hersfeld nieder und sammelte dort eine nicht unbedeutende Täufergemeinde. Auf Veranlassung des Landgrafen von Hessen von den Professoren und Geistlichen der Stadt Marburg verhört, ließ er sich zu keinem Widerruf bewegen. Im Jahre 1534 befand er sich zu Eisenach im Gefängnis, entging als hessischer Untertan der Todesstrafe, welche Philipp in seinem Lande nicht zur Anwendung bringen ließ. Rink tauchte gelegentlich auch in Münster auf, seitdem ist er verschollen, aber die Katastrophe in jener Stadt hat er nicht mit erlebt. Seine Anschauungen beruhten auf mystischer Grundlage, verbunden mit streng ascetischer Lebensweise und spiritualistischer Bibelauffassung.

Große Verbreitung haben die Täufer im nördlichen und südöstlichen Harz gefunden. Im Jahre 1528 erschien ein strenges Mandat des Herzogs Georg von Sachsen gegen

die sich jetzt wieder erhebende „alte, verdammte Ketzerei der Wiedertäufer," die er gänzlich ausrotten wolle. An der Spitze dieser verhaßten Bewegung stand damals ein gewisser Alexander, seines Amtes Schulmeister und Rektor, ein Mann von gelehrter Bildung, welcher in regem Verkehr mit M. Rink stand, ohne dabei seine Selbständigkeit aufzugeben. Er lehrte und wirkte mit solchem Erfolg, daß die Verbreitung des Täuferthums vom Südharz nach Lauterberg, Stolberg, Lengfeld und Sangerhausen hauptsächlich auf ihn zurückzuführen ist. Als in Folge der schweren Verfolgungen im herzoglich-sächsischen Gebiet sich die Täufer in das schwarzburgische Amt Frankenhausen zurückzogen, begab sich auch Alexander dorthin, wurde aber auf Befehl des Landesherrn, des Grafen Günther, gefangen genommen und im Jahre 1582 zum Tode verurteilt.

Zwei Jahre später erließ der Herzog Georg von Sachsen ein neues scharfes Mandat zur Verfolgung der „schrecklichen und aufrührerischen Ketzerei der Wiedertäufer, die nicht allein die christliche und seligliche Kindertauff, sondern auch alle Oberkeit und guthe policey zu stören und auszuroden und menschliche und bei allen nation auch unter den Heyden und Türken unerhörte Sachen yhnen fürgenommen". Gemäß seinem Befehl an den Rat von Mühlhausen sollte nicht nur die Obrigkeit, sondern jedermann dafür sorgen, daß alle der Wiedertäufer verdächtigen Personen angezeigt und sofort gefangen genommen würden. Wer sich dabei lässig zeigte, sollte bestraft, dagegen den eifrigen Angebern der dritte Teil des beschlagnahmten Gutes des Verurteilten zuerkannt werden. Kein Wunder, daß infolgedessen die vom Tode bedrohten Täufer im Dunkel der Wälder ein Versteck suchten, das sie besonders in einer einsamen „Wüstung" östlich von Sangerhausen auf dem sogenannten Schraubenstein fanden, wo sie ihre heimlichen Zusammenkünfte hielten. Ein Glück für die Täufer war es, daß damals der Landgraf Philipp von Hessen in seinem Gebiet ihnen Schutz und Zuflucht gewährte. Nach einer Mitteilung von Georg Witzel war schon im Jahre 1531 in der ganzen westthüringisch-hessischen Grenzgegend jede Stadt und jedes Dorf von den Täufern so angesteckt, daß

man zwischen Fulda und Erfurt vor ihnen nicht sicher wandern konnte.

Auch am Nordrand des Harzes, besonders in Halberstadt, begegnen wir Ansammlungen von Täufern. Hier war es, wo Georg Knoblauch, ein einfacher, frommer untadeliger Mann, im März 1585 hinter dem Dom „unter den Weiden“ eine Wohnung mietete, die eine Zeitlang der Mittelpunkt der benachbarten Brüder und Schwestern war. „In diesem Hause, heißt es, „ging mancherlei unbekanntes Volk ab und zu, fahrende Leute, lichtfertige lüde.“ Ihre gottesdienstlichen Versammlungen hielten sie bei verschlossenen Türen und Fenstern, verrichteten knieend ihre Gebete, vollzogen die Taufe und feierten das heilige Abendmahl in Verbindung mit der Fußwaschung. Nicht lange sollte ihnen jener stille Zufluchtsort beschieden sein. Als der Kardinal und Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Mainz, Administrator zu Halberstadt, von der Niederlassung der Ketzler daselbst Kunde erhielt, beschloß er, dem Drängen seines Vetzters, des Herzogs Georg von Sachsen folgend, die gerichtliche Verfolgung und Ausrottung derselben. Eine Anzahl von Frauen und Kindern wurde nach dem sogenannten Grauen Hof gebracht. Die Männer wanderten ins Gefängnis. „Da haben sie sich unter einander geherzet und geküset und einander fleißig gebeten, in ihrem Glauben beständig zu verharren.“ Auf Befehl des Kardinals Albrecht sind zwei Männer und eine Frau nach dem benachbarten Grüningen geführt, dort gefoltert, verurteilt und, in Säcke gesteckt, in der Bode ertränkt worden. Das geschah trotz der inständigen Fürbitte des bischöflichen Offizials, jenes wackeren Heinrich Horn, der in einem ausführlichen, freimütigen Schreiben sich für die Unglücklichen verwandte. Eine weitere Verbreitung und Verfolgung hat am Nordharz nicht stattgefunden; dagegen sind in Mühlhausen auf Befehl des alternden Herzogs Georg im Jahre 1537 etwa zehn Hinrichtungen vollzogen worden. Als ein vorurteilsloser Geschichtsforscher spricht Jacobs sein Urteil über die Täufer in folgenden Worten aus: „Die strenge Sittlichkeit, das einfache, nüchterne, den zehn Geboten gemäß gestaltete Leben der Täufer, ihr inniger, brüderlicher Verkehr, ihre Gastlichkeit, ihre stete Bereitschaft,

sich der Notdurft der Brüder anzunehmen, ist uns im Verlauf unserer Mitteilung schon wiederholt entgegengetreten. Durch ihren sittlichen, einfachen Wandel stehen sie hoch über dem unschlachtigen, vielfach in Völlerei und Trunksucht versunkenen Geschlecht ihrer Tage. Ihre Verfolger und Blutrichter werden, in dieser Hinsicht einst ihnen gegenüber gestellt, schlecht bestehen."

Ein ganz neues Gebiet eröffnet sich unserer Betrachtung beim Blick auf die Vorgänge im nordwestlichen Deutschland zunächst am Niederrhein. Die Bevölkerung dieser Gegend war für religiöse Fragen sehr empfänglich und fühlte sich bei ihrem gemütvollen Charakter zu der Mystik im benachbarten Holland stark hingezogen. Vertreten wurde diese Richtung damals besonders durch die Brüder vom gemeinsamen Leben, welche statt äußerer Andachtsübungen vor allem die Pflege des inneren frommen Sinnes, Liebe zu Gott und dem Nächsten, Besserung des Herzens und Wandels, die Nachfolge Christi in den Vordergrund stellten und im Gegensatz zur Scholastik das einfache, lautere Evangelium der hl. Schrift als Mittelpunkt ihrer Lehre festhielten. In ihren Kreisen ist das bekannte „Büchlein von der Nachfolge Christi" entstanden, verfaßt von Thomas a Kempis. (Kempen in der Nähe von Krefeld gelegen.) Von Einfluß auf die Bewegung am Niederrhein ist auch die Tätigkeit des Erasmus gewesen. Die Chroniken der Täufer reden mit hoher Achtung von ihm; Menno Simons nennt ihn einen hochverständigen und gelehrten Mann. Schon lange vor der Reformation sind die religiösen Anschauungen der Waldenser und böhmischen Brüder am Niederrhein verbreitet, wahrscheinlich durch reisende Handwerker und Kaufleute, welche aus Oberdeutschland über Straßburg und Köln flußabwärts zogen. M. Göbel behauptet: „Schon sehr früh kommen in den Niederlanden und am Niederrhein Wiedertäufer vor, wenigstens seit 1524." Dieselbe Bemerkung macht Ottius. In einer Eingabe, welche die Deputierten der clevischen Synode später im Jahre 1664 an den großen Kurfürst richteten, heißt es: „Schon vor etlichen hundert Jahren, ehe Dr. Luther sei, sich herfür getan, ist die Evangelische Lehr sowie das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt in diesen Landen bekannt gewest und

von vielen Christen also und auf diese Weise gehalten und celebrirt worden." Ein interessantes Schriftstück, im Archiv der evangelischen Gemeinde zu Emmerich, enthält in holländischer Sprache die Mitteilung: „Bereits 120 Jahr vor Luthers Reformation haben evangelische Glaubensgenossen Deutschland und auch unsere Gegenden bewohnt; wovon noch Nachkommen lebten zur Zeit, als sich hier zur Stelle eine protestantische Gemeinde bildete."

Ohne Zweifel haben die Vertreter dieser altevangelischen Richtung sich lange Zeit in der Stille gehalten. Als aber die Reformation auch am Niederrhein stets mehr Eingang fand, wagten sie es, aus ihrer Verborgenheit hervorzutreten und ihre Sonderstellung zwischen der alten und neuen Kirche geltend zu machen.

Als ein Hauptanhänger dieser Gemeinschaft ist der bekannte Märtyrer Adolf Ciarenbach zu bezeichnen. Geboren gegen das Ende des 15. Jahrhunderts auf dem Buscherhof im Kirchspiel Lennep im Herzogtum Berg, studierte er in Köln drei Jahre lang eifrig die scholastische Theologie, bekleidete ein Schulamt in Münster und wurde Korrektor in der Stadt Wesel, wo damals die Lehre der Reformation großen Anhang fand. Hier schloß sich Ciarenbach dem Augustinermönch Johann Klopreis an, indem er mit diesem die hl. Schrift las und erbauliche Versammlungen hielt, welche das Volk spottweise „die Synagoge" nannte. Infolge einer kühnen und siegreichen Disputation mit dem Minoriten Georg von Dorsten, wurde er auf Befehl des Herzogs Johann seines Amtes entsetzt und aus Wesel vertrieben. Er flüchtete sich nach dem benachbarten Buderich, zog dann mit einem Teil seiner Schüler nach Osnabrück und wandte sich von dort nach seiner Heimat, wo er mutig seine Lehre verbreitete. Als er zur Verteidigung seines Freundes Klopreis nach Köln kam, wurde er hier verhaftet, nach achtzehnmonatlicher Gefangenschaft zum Tode verurteilt und mit Peter Fliesteden (aus dem Jülichschen) vor den Toren von Köln unter großem Zulauf des Volkes im Jahre 1529 verbrannt. Er starb mit großer Standhaftigkeit und Freudigkeit. Man ist gewöhnt, Ciarenbach als ersten Reformator am Niederrhein sowie als Märtyrer der evangelischen Kirche zu bezeichnen. Gegen diese Auffassung sprechen folgende

Tatsachen. In dem Vorhör vor den Richtern bekennt Ciarenbach, daß er seine Lehre schon von seiner Mutter und von seinen Vorfahren erhalten habe. Er hat nach seiner Aussage Luther persönlich nicht gekannt und von dessen Schriften nur wenige gelesen. Die Ablegung eines Eides hat er entschieden verweigert. Bezeichnend ist auch, daß er das in Antwerpen in niederdeutscher Sprache gedruckte Neue Testament gebraucht hat. Dies alles zeugt dafür, daß Ciarenbach zu den Anhängern der heimlichen Brüdergemeinde zu rechnen ist, die man später Täufer genannt hat.

Der Hauptsitz des Täuferiums am Niederrhein war das seit 1521 vereinigte Herzogtum Jülich-Cleve-Berg. Schon seit langer Zeit hatten die Beherrscher der beiden ersten Gebiete sich eine selbständige Stellung gegenüber der Kirche zu erkämpfen und bewahren gewußt. Im Jahre 1533 ordnete der Herzog von Jülich auf Grund eines ohne Mitwirkung der geistlichen Oberen ausgearbeiteten Gesetzes eine Kirchenvisitation in seinem Lande an. Aus den in Düsseldorf noch vorhandenen Protokollen ergibt sich ein klares Bild von dem Zustande des damaligen kirchlichen Lebens. Gewissenlosigkeit in religiösen Dingen, Sittenlosigkeit, Habsucht, Prellerei der ehrlichen Pfarrkinder waren bei den Geistlichen an der Tagesordnung. Wie anders dagegen die Kennzeichen der stillen Brüderschaften im Lande, der Anhänger der altevangelischen Lehre. Sie nannten sich Bundgenossen, hielten sich allein an Gottes Wort in der hl. Schrift, verwarfen die Frühtaufe, begingen die Abendmahlsfeier in apostolischer Weise, erbauten sich in stillen, heimlichen Yersammlungen, abgesondert von der Welt und den Ungläubigen. „So hatte sich auch Luther ursprünglich die wahre Gemeinde Christi gedacht. Aber während er sein Ideal zurückschob, fanden die Täufer die Menschen, die er vergeblich suchte, und gründeten die Gemeinde, welche er wünschte.“ Obschon die Aufmerksamkeit der Visitatoren hauptsächlich auf das Tun und Treiben der sogenannten Winkelprediger und Sektierer gerichtet war, verbreiteten sie sich dennoch in den Ämtern Wassenberg, Heinsberg, Süstern, Born, Millen, Brüggen sowie in dem benachbarten Maastricht.

Förderlich war dabei der Umstand, daß manche

Adelige und die Besitzer der zahlreichen Unterherrschaften von Jülich sich der Reformation zuwandten und in ihren Gebieten den Verfolgten eine Zufluchtsstätte gewährten. Auf diese Weise sammelten sich die Täufer in Rheydt, wo ihnen die gräfliche Familie von Bylandt Schutz bot und später innerhalb der Wälle des jetzt noch wohl erhaltenen stattlichen Schlosses Wohnungen anweisen ließ. Andere ließen sich unter dem Schirm des Amtmannes von Rennenberg in der Stadt Kempen nieder. In der Herrschaft Hüls bei Krefeld wurden sie begünstigt durch Gottfried von Haes (vermählt mit Katharina von Hüls), auf dessen jetzt in Trümmern liegender Burg sie ungestört in großer Anzahl ihre Gottesdienste abhielten. Ein eifriger Freund der Täufer, war der Drost von Wassenberg, Werner von Pallant, angesehen bei Hof als alter, treuer Diener des Herzogs, ein Mann, der es mit seinem Gewissen nicht vereinigen konnte, nach den Vorschriften der Kirchenordnung zu handeln und deshalb später seines Amtes entsetzt wurde. Durch ihn ist sein Gebiet und sein Haus der Hauptsammelpunkt der Männer geworden, die, einig in ihrem Widerspruch gegen Rom, zum Teil auch gegen die Reformatoren, von mystischen, täuferischen, auch melchioritischen Ideen erfüllt waren und den Namen „Wassenberger Prädikanten“ erhalten haben.

Als erster derselben ist Johannes Campanus zu nennen. Geboren um das Jahr 1506 zu Maeseyk im Bistum Lüttich, gründlich vorgebildet auf den Schulen zu Düsseldorf und Köln, als Hofmeister Jülicher Adelliger in Wittenberg immatrikuliert, fühlte er sich von Luther nicht angezogen und wandte sich deshalb dem Täuferium zu, indem er eine gründliche Erneuerung der Kirche nach dem Muster der apostolischen Gemeinde forderte. Nach kurzem Aufenthalt in Straßburg, wo er mit Melchior Hofmann verkehrter entfaltet er im Jülicher Lande eine eifrige Tätigkeit. Von Melancthon, der von dem Ungeziefer der Anabaptisten redet, vielfach verdächtigt, von Luther ein verfluchter Unflut und Bube genannt, wurde er wegen seiner antitrinitarischen und sozialistischen Lehre angeklagt, auf Befehl des Herzogs Wilhelm zwanzig Jahre lang zu Angermund bei Kaiserswerth gefangen gehalten, bis er zuletzt leiblich

und geistig zerrüttet sein Ende fand. Obschon von Natur ehrgeizig, schwärmerisch, stürmisch, radikal veranlagt, wird er in seiner Jugend als ein unterrichteter, sittenstrenger, ernster Mensch geschildert. Jedenfalls war er von den Prädikanten der bedeutendste.

Neben Campanus ist Johann Kloppreis zu nennen, ein Augustinermönch aus Bottrop in Westfalen, Pfarrer in dem Orte Büderich bei Wesel, später ein entschiedener Anhänger von Luther und vertrauter Freund von Ciarenbach. Nach seiner Flucht aus dem Gefängnis zu Köln wandte er sich nach Wassenberg, wo er Prediger in der Hauskapelle des dortigen Drostens wurde und während seiner 3¹/₂jährigen Tätigkeit einen großen Kreis von Anhängern fand. Als er sich dort nicht mehr sicher fühlte, ging er 1533 nach Münster und schloß sich den Wiedertäufern an. Als Bote des Königs von Zion ausgesandt, wurde er in Warendorf ergriffen und dem Erzbischof von Köln ausgeliefert, der ihn im Jahre 1535 in seiner Residenz Brühl bei Bonn auf den Scheiterhaufen brachte. Nach Cornelius war er ein Mann von religiösem Eifer, opfermutiger Gesinnung und nicht unbedeutender Beredsamkeit.

Ein anderer begabter Führer war Henrik Roll, gebürtig zu Grave in Nordbrabant, zuerst Klostergeistlicher in Harlem und darauf Hauskaplan zu Isselstein in Südholland bei dem Drostens Gysbrecht von Baeck, einem eifrigen Anhänger der anabaptistischen Lehre. Im Jahre 1531 trat Roll in Wassenberg auf, wandte sich bald darauf nach Münster, wurde von dort ausgewiesen, kam dann in die Niederlande, wo er als Täufer auftrat und wirkte. Hier fiel er seinen Feinden in die Hände und erlitt im Jahre 1534 zu Maastricht den Feuertod. Er war, verglichen mit Campanus, eine milde, versöhnliche Natur. Von seinen bittersten Gegnern sagte er: „Sie haben mit guter Absicht Christo dienen wollen und in ihrem Geist gearbeitet, ich baue in meinem Geiste weiter, damit Christi Haus größer werde.“

Zu den Wassenbergern gehört ferner Dionysius Vinne, geboren zu Diest in Brabant. Anfangs ein eifriger Anhänger Luthers, begab er sich später ins Jülichsche und wirkte dort in maßvoller Weise als Prediger. Sei' 1532

war er in Münster, wurde aufs neue getauft, übernahm das Amt eines Apostels und erlitt in Osnabrück einen gewaltsamen Tod.

Der letzte von denen, die nach Münster kamen, war Heinrich von Tongern, aus dem Bistum Lüttich, ein unruhiger, unstäter Geist. Erst römischer Priester, dann Anhänger der Wassenberger, war er eifrig tätig im Jülich-schen, in Aachen und in Maastricht, indem er eine freiere Lehre in betreff der Taufe und des Abendmahls vertrat. Durch ein Schreiben von Rothmann veranlaßt, kam er nach Münster und wurde 1534 zu Soest hingerichtet.

Zu erwähnen ist noch der Kaplan Gielis von Rothen. Beschützt durch Heinrich von Olmüßen, vom Hause Hall bei Wassenberg, entfaltete er eine erfolgreiche Tätigkeit unter den Täufern. Von Menno Simons, mit dem er in Emden zusammentraf, wurde er als Apostel anerkannt, später aber in den Bann getan. Schließlich wurde er in Antwerpen festgenommen und hingerichtet. Nach einer Angabe seiner Gegner soll er Widerruf geleistet, dann diesen zurückgenommen und mit dem Bekenntnis gestorben sein: „Es ist zu viel, Leib und Seele zugleich zu verlieren!“

Obschon die Anhänger der vorhin genannten Männer sich keineswegs eines schwärmerischen oder aufrührerischen Treibens schuldig machten, so hatten sie doch infolge der Kirchenvisitation von 1533 die härteste Behandlung zu erdulden. Ungefähr vierzig Täufer, die sich nach Münster begeben wollten, wurden in Düsseldorf festgehalten und in den Turm geworfen. Im Jahre 1534 erschienen verschärfte Verordnungen des Herzogs, die zu schweren Verfolgungen führten, ungeachtet des frommen, friedlichen Gemeindelebens der Täufer. Die blühende Gemeinde in Maastricht wurde sozusagen ausgerottet. In Jülich erlitten zwölf, in Born dreißig Personen den Märtyrertod. Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß Menno Simons während seines Aufenthaltes in Köln eigentümlicherweise in keine nähere Beziehung zu den Genossen im Jülicher Lande getreten ist. Anhänger hat er dort viele gehabt. Das spätere Konzept von Köln (1591) ist von zahlreichen Vertretern der Jülicher Gemeinden unterzeichnet. Auf Grund der neuen Visitationen im Jahre 1550 und 1579 wurden die Bedrückungen, ver-

bunden mit Güterentziehung und Landesverweisung, in härtester Weise fortgesetzt, aber ohne wesentlichen Erfolg. Die Täufer hielten aus in beharrlicher Treue und gewannen stets neuen Zuwachs. Besonders in Gladbach bildete sich eine zahlreiche Gemeinde, welche nach dem Berichte des Abtes der dortigen Benediktiner Abtei aus 150 Familien bestand. Die Fürsten aus dem Hause Pfalz-Neuburg (seit 1609) ergriffen die schärfsten Maßregeln gegen die Täufer, so daß viele nach dem benachbarten Holland auswanderten.

Münster.

Es ist kein Wunder, daß die Lehren der Täufer im ganzen nordwestlichen Deutschland auf einen sehr günstigen Boden fielen. Herrschte doch damals in weitesten Kreisen des Volkes eine tiefe Verstimmung und Unzufriedenheit wegen der vielfachen kirchlichen und sozialen Mißstände. Die berufenen Vertreter der Kirche hatten kein Auge und kein Herz für die von Not und Leid bedrängten Seelen. Adel und Geistlichkeit beuteten gemeinsam die Bürger und Bauern aus. Das Gewerbe lag darnieder, bittere Armut herrschte an vielen Orten. Im Jahre 1529, zur Zeit der Ernte, durchzog die Pest ganz Westfalen und richtete in vielen Städten furchtbare Verheerungen an. In Dortmund starben in den ersten 4 Tagen 470 von 500 Erkrankten. Dazu kam eine entsetzliche Teuerung, „wie sie von keinem Menschen je erlebt war,“ berichten die Zeitgenossen. Schwer drückten die hohen Steuern, veranlaßt durch die Türkenkriege, in manchen Gegenden zehn Prozent des Einkommens betragend. Das arme Volk war ratlos, die Kirche zum Teil machtlos. Auf solche Weise kam es in vielen Städten, in Minden, Herford, Lippstadt und Soest zu Aufruhr und Empörung. Das war der Boden, geeignet für die unglückselige Bewegung, die zu der Katastrophe von Münster führte.

Die Hauptstadt Westfalens, damals nur etwa 15000 Einwohner zählend, war hoch angesehen als Sitz eines mächtigen Bischofs sowie als reiche, blühende Handelsstadt. Schon am Anfang der zwanziger Jahre war es daselbst während des Aufenthalts von Ciarenbach zu kirchlichen Ruhestörungen gekommen. Ein Kaplan an der Martini-

Kirche bezweifelte die Lehre der Kindertaufe und die leibliche Gegenwart Christi in den Zeichen des Abendmahls. Entscheidend war das Auftreten von Bernhard Rothmann. Er war geboren um das Jahr 1495 zu Stadtlohn im Bistum Münster, Sohn eines Schmiedemeisters, hatte die Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens in Deventer besucht, auf der Universität Mainz studiert und war dann als Kaplan am Stift zu St. Mauritz bei Münster angestellt worden. Von aufgewecktem Geist, fein gebildet und wohlberedt, erregte er Aufsehen und Anstoß wegen seiner Hinnegung zur Lehre Luthers, mußte deshalb die Stadt verlassen, kehrte aber 1531 dorthin zurück, indem er am 23. Januar sein Glaubensbekenntnis veröffentlichte, das seine wesentlich evangelischen Ansichten über Taufe, Abendmahl und weltliche Obrigkeit enthielt. Infolge einer auf dem Kirchhof von St. Lamberti gehaltenen Predigt wurde er als evangelischer Geistlicher an der städtischen, großen Pfarrkirche angestellt. Die Zahl seiner Anhänger wuchs so mächtig, daß auf Grund eines Vertrags vom 10. August des Jahres 1532 die Überweisung sämtlicher Pfarrkirchen der Stadt an evangelische Prediger unter Zustimmung des Rates erfolgte. Der im Juni neugewählte Bischof, Graf Franz von Waldeck, früher Domherr in Köln, entschloß sich zur Anwendung von Gewalt, um so mehr, als ein scharfes Mandat von Kaiser Karl V. ihn dazu drängte. Er ließ die Güter der Bürger mit Beschlag belegen, forderte die Häupter der Bewegung vor sein Gericht, verordnete, daß die Straßen gesperrt und der Stadt die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten würde. Zu einer förmlichen Belagerung fehlte ihm das nötige Geld. Durch den Überfall des benachbarten Ortes Telgte gelang es neunhundert Bewaffneten aus Münster im Jahre 1532 am Morgen des Weihnachtsfestes die vornehmsten Glieder der geistlichen und weltlichen Aristokratie gefangen zu nehmen und im Triumphzug nach Münster zu führen. „Hier bringen wir euch die Ochsen,“ schrie einer, Kibbenbroick, „hört, wie sie brüllen.“ Bischof Franz war entkommen. Es blieb bei der früheren Zuweisung der Pfarrkirchen; nur der Dom und die Klosterkirchen waren noch im Besitz der Katholiken. Münster war eine evangelische Stadt geworden.

Inzwischen hatten auch die Ideen der Täufer daselbst Eingang gefunden. Im Jahre 1532 war der "Wassenberger Prädikant H. Roll nach Münster gekommen und als Geistlicher an der Ägidii-Kirche angestellt worden. Ihm folgten bald Gottfried Strahlen, an der Überwasser-Kirche tätig, Dionysius Vinne, Johann Kloppreis und Hermann Staprade, der, aus dem Clevischen vertrieben, sich von Mörs nach Münster wandte. Letzterer trat dort als entschiedener Gegner der Kindertaufe auf, verstand es, Rothmann ganz auf seine Seite zu ziehen und wurde neben diesem zum zweiten Prediger, an St. Lamberti gewählt. Gleichzeitig begann man in ehrlicher, wohlgemeinter Absicht eine Art von Gütergemeinschaft einzuführen, für zweifelhafte Persönlichkeiten freilich schon damals eine Veranlassung, nach Münster zu ziehen. Bei Gelegenheit eines Religionsgesprächs, das am 7. und 8. August des Jahres 1533 auf dem Rathause stattfand, wußte Rothmann seine Ansichten mit Geschick und Energie zu verteidigen. Die allgemeine Stimmung wandte sich entschieden den Täufern zu. Der Rat der Stadt war in größter Verlegenheit, um so mehr als Luther in einem Schreiben vom Dezember 1532 denselben gewarnt hatte: „der Teufel ist ein alter verschmitzter Schelm, der oft die frömmsten und geschicktesten Prediger verstrickt, wovon wir leider viele Beispiele haben.“ Roll, Staprade, Vinne und Stralen wurden ausgewiesen, kehrten aber bald zurück und empfingen zu Anfang des Jahres 1534 durch Abgesandte des Profeten von Haarlem aufs neue die Taufe. Die Zahl ihrer Nachfolger betrug bald 1400 Personen; unter diesen besonders viele Frauen.

Inzwischen bahnte sich unter den Täufern, besonders im benachbarten Holland, eine Richtung an, die höchst verhängnisvoll werden sollte. Hatte man sich bis dahin im ganzen von friedlichen Tendenzen beherrschen lassen, jetzt schlug man sich vielfach auf die entgegengesetzte Seite. Unter den Täufern regte sich der Geist von Münzer und Hut. Man war es müde, sich immer bedrücken, verfolgen und martern zu lassen; nun hieß es: Wehrt euch, greift zu den Waffen und vertilgt die Gottlosen vom Erdboden. Chiliastische Schwärmereien traten in den Vordergrund. Man träumte von der Errichtung des „neuen Jerusalem“

durch die Gläubigen. In Münster sollte es zur Durchführung dieser gefährlichen religiösen Wahnideen kommen und zwar hauptsächlich durch drei Männer: Bernhard Knipperdollinck, Jan Matthys und Johann Bockelson.

Ersterer, gegen Ende des 15. Jahrhunderts geboren, entstammte einem angesehenen Geschlecht der Stadt und bewohnte als Tuchmacher ein stattliches Haus am Lamberti-Kirchhof gegenüber der Salzstraße, das jetzt noch vorhanden. Von Natur unruhigen, händelsüchtigen, hoffärtigen Sinnes, wegen seiner gewinnenden Erscheinung und seiner Redegewandtheit bei dem Volke beliebt, wurde er 1527 als Teilnehmer an einem Aufruhr ein Jahr lang ins Gefängnis gesetzt. Später schloß er sich der evangelischen Bewegung an, trat an die Seite von Rothmann und erhielt 1534 die Bürgermeisterstelle. Sein Hans war meistens der Versammlungsort der Parteigenossen.

Jan Matthys, seinem Jugendleben nach unbekannt, war Bäcker in Haarlem, beschrieben als ein Mann von hohem Wuchs und großem, schwarzem Bart, wandte sich als Anhänger von Melchior Hofmann im Jahre 1533 nach Amsterdam und wirkte dort mit großem Erfolg für die Ausbreitung des Täufertums. Im folgenden Jahre begab er sich nach Münster, wo er nun völlig abweichend von den friedlichen Tendenzen Hofmanns als der eigentliche Profet der Rache auftrat, indem er mit Gewalt die Vertilgung der Gottlosen von der Erde verlangte.

Der bedeutendste, aber auch der schlimmste der drei Parteihäupter war ohne Zweifel Johann Bockelson (Beukelzoon), gewöhnlich nach seinem Geburtsort Johann von Leyden genannt. Als unehelicher Sohn einer leibeigenen Münsterländerin war er unter sehr zerrütteten Familienverhältnissen aufgewachsen. Obschon zum Schneiderhandwerk bestimmt, verschaffte er sich nicht geringe Kenntniss der Schriften Müuzers, Hofmanns und der Bibel, wurde Mitglied des literarisch-dramatischen Vereins der sogenannten „rederykers,“ begab sich auf Reisen nach Flandern, England und Portugal und kehrte als bankrotter Geschäftsmann nach Leyden zurück. Durch Jan Matthys für die neue Lehre gewonnen, langte er als dessen bedeutendster Schüler am

13. Januar 1534 in Münster an, als junger Mensch von 25 Jahren. Sein bestechendes Äußere, sein lebhaftes Gemüt, sein feuriges Wesen, seine glänzende Beredsamkeit und sein kühner Mut waren die rechten Mittel, ihn zum Parteihaupt zu machen und besonders die Herzen der Frauen für ihn einzunehmen. Er verstand es, sich die Gunst des Bürgermeisters Knipperdollink zu erwerben, dessen Tochter er heiratete. Schon bald gelang es ihm, sich einen großen Anhang zu verschaffen, indem er den Getauften ein glückliches Leben in völliger Gütergemeinschaft ohne Gesetz und Obrigkeit versprach. Der Magistrat, durch die Drohungen der stets zunehmenden Vertreter der neuen Richtung zur Nachgiebigkeit gezwungen, ließ im Februar des Jahres 1534 völlige Glaubensfreiheit in Münster proklamieren. Bei den im Herbst abgehaltenen Ratswahlen siegte die mächtig erstarkte Partei. — Hinfort hatte das sogenannte Täufertum in der Stadt die Obrigkeit erlangt. Die Folgen zeigten sich bald. Es kam zu ärgerlichen und aufregenden Szenen in der Stadt. Eines Tages liefen Knipperdollink und Johann von Leyden wie Rasende durch die Straßen mit dem Ruf: „Wehe, Wehe! Tut Buße und bekehret euch!“ Viele Einheimische verließen den Ort, andere ließen aus Angst sich taufen. Apostel der neuen Lehre wurden nach allen Seiten ausgesandt, Briefe und Manifeste an die auswärtigen Genossen verschickt. In einem derartigen Aufruf heißt es unter anderem: „Liebe Brüder und Schwestern, Friede und Freude ist den Kindern Gottes beschieden, denn ihre Erlösung ist vor der Tür; ein jeder mache sich auf zu dem neuen Jerusalem; denn Gott will die Welt strafen.“ Rothmann veröffentlichte im Oktober des Jahres 1534 das Buch von „der Restitution oder Wiederherstellung der rechten und gesunden christlichen Lehre, Glaubens und Lebens“, in welchem er die neuen Profeten als die Vollender des Werkes von Luther und Zwingli darstellte. Im Dezember erschien „das Büchlein von der Rache,“ das den Widersachern das Gericht Gottes, dem Volke Gottes den neuen Himmel und die neue Erde verkündigt. Am Schlusse heißt es: „Nun, liebe Brüder, die Zeit der Rache ist an uns gelangt, Gott hat den verheißenen David erweckt. Darum rüstet euch zum Streit, nicht allein mit den demütigen

Waffen der Apostel zum Leiden, sondern auch mit dem herrlichen Harnisch Davids zur Rache, um all das gottlose Wesen auszurotten."

Es ist aus den Darstellungen der Weltgeschichte bekannt, zu welchen entsetzlichen Verirrungen und Greuel-szenen es seit dem Ende des Jahres 1534 in Münster gekommen ist. Die Vertreibung aller besonnenen Elemente aus der Stadt, die vandalische Zerstörung von Kirchen, Klöstern und wertvollen Bibliotheken, die Einführung der völligen Gütergemeinschaft sowie die Vielweiberei, die Errichtung des neuen Israel nach alttestamentarischen Muster, die zahlreichen grausamen Hinrichtungen von Männern und Frauen, die auf dem Marktplatz gefeierten Orgien, das tolle Komödienspiel des Königs von Zion, des holländischen Schneiders, dann die Belagerung durch die Truppen des Bischofs, des Grafen von Waldeck, die grausigen Kämpfe in den Straßen der Stadt, endlich das entsetzliche Strafgericht, das die Hauptschuldigen traf. — Das alles sind Dinge, die in den Rahmen einer Geschichte der Mennoniten-Gemeinden nicht hinein gehören. Nichts destoweniger hat man nach der bisher landläufigen Darstellung sich vielfach daran gewöhnt, die Vorgänge im „neuen Israel" als eine Konsequenz der Ideen der Täufer und somit als einen Schandfleck in deren Geschichte zu bezeichnen. Mit Recht ist dagegen geltend gemacht worden, daß im Lauf der Ereignisse zu Münster zwei Perioden zu unterscheiden sind. Während der ersten, als tausende von Bürgern der Stadt die Spättaufe empfangen, zeigte sich keineswegs irgend welche Neigung zum Umsturz oder zum Aufbruch. Erst in der späteren Zeit, als Sendboten niederländischer Täufer anlangten, die durch jahrelange Mißhandlung sich zur Notwehr verleiten ließen, besonders aber als die Stadt der Sammelpunkt eines fahrenden und verhungerten Gesindels wurde, das den Handel daselbst mitmachen wollte, kam es zu den bekannten, furchtbaren Auftritten und Greuelthaten. „Auch hier erwies sich," wie Nippold mit Recht sagt, „daß die gräßlichen Verfolgungen aus den Schwärmern schließlich Verbrecher machen mußten." Im übrigen scheinen Männer wie Vinne, Staprade, Stralen und Kloppeis vor dem Ausbruch der eigentlichen Katastrophe die Stadt ver-

lassen zu haben. Johann von Leyden und Knipperdollink haben alle andern Taufgesinnten, wo sie auch waren, ausdrücklich verdammt. Menno Simons seinerseits hat in einer Schrift, die er vor seinem Austritt aus dem Papsttum und noch zu Lebzeiten Johanns von Leyden geschrieben, aufs ernsteste vor den münsterschen Greueln gewarnt. Wir nehmen daher als Taufgesinnte das Recht in Anspruch, jede Gemeinschaft mit jener verbrecherischen Sekte sowie jede Verantwortung für die zu Münster geschehenen Dinge entschieden abzulehnen.

5.

Die Taufgesinnten in den Niederlanden.

Menno Simons.

Die Geschichte des Täuferniums ist nirgendwo so reich an wunderbaren großen und hohen Zügen gewesen als in den Niederlanden. Das Gebiet, auf dem es sich entfaltete, stand am Anfang des 16. Jahrhunderts unter dem mächtigsten Herrscher seiner Zeit, unter Karl V. Schon als Kind hatte er als väterliches Erbe einen großen Teil der Niederlande erhalten. Als Jüngling bestieg er im Jahre 1516 den spanischen Thron, kaum Mann geworden, empfing er zu Aachen die Krone als „Römischer Kaiser“.

Obschon von Natur verschlossen, mißtrauisch, mit einem melancholischen Zug auf dem blassen Gesicht, hatte er doch ein Herz für die Niederländer. Unter ihnen war er geboren, verstand ihre Sprache, kannte ihre Bedürfnisse, liebte ihre Sitten, achtete ihre Privilegien, hat sie wenigstens bis zum Jahre 1522 nicht verletzt. Auch mit der Verwaltung der einsichtsvollen und kräftigen Statthalterin Margarethe von Österreich, einer Tochter Kaiser Maximilians I., war das Volk sehr zufrieden. Handel und Wandel, Schifffahrt und Ackerbau befanden sich in blühendem Zustande. Anders dagegen war das religiöse und kirchliche Leben unter Priestern und Laien um das Jahr 1520 bestellt. Der Kardinal Bellarmin berichtet später darüber: „Einige Jahre, bevor die lutherische und kalvinische Häresie entstand, war fast keine Strenge mehr bei den kirchlichen Gerichtshöfen, keine Sittenzucht, keine Erziehung in den hl. Schriften, keine Ehrfurcht in göttlichen Dingen, ja fast schon keine Religion mehr.“ Der

Papst Leo X. befahl dem Bischof von Utrecht, aufs schärfste über das Leben in den Klöstern zu wachen. Die schwersten Anklagen wurden laut über die Unsittlichkeit, die Habsucht, die Erpressungen, den Ablasshandel und die Unwissenheit der Geistlichen. Eine rühmliche Ausnahme machten die Brüder vom gemeinsamen Leben mit ihrem Unterrichts-wesen und ihren humanistischen Bestrebungen. Die geistliche Nahrung, die damals dem Volke geboten wurde, bestand hauptsächlich in Büchern erbaulichen, ascetischen, mystischen, allegorischen Inhalts, die in streng katholischem Sinne zur Anbetung der Heiligen und zur Beobachtung der kirchlichen Satzungen aufforderten. Das Volk las in Ermangelung eines Bessern diese Schriften eifrig. Auch an der Kenntnis der Bibel hat es damals den Niederländern nicht gänzlich gefehlt. Bei der Taufe Karls V. (im Jahre 1500) überreichte die Geistlichkeit von Gent ein Exemplar der Bibel, mit der Aufschrift versehen: „Suchet in der hl. Schrift u. s. w.“ (Joh 5, 39). Schon im Jahre 1477 war der erste Druck der niederländischen Bibel zustande gekommen, zunächst nur das alte Testament. Das Fehlen des Neuen Testamentes ersetzte man durch besondere Ausgaben der kirchlichen Perikopen. In der Landessprache erschien vor 1522 oder 1523 kein Neues Testament. Diese mangelhafte Kenntnis der hl. Schrift erweckte ein tieferes Verlangen nach Wahrheit. Ein Schüler von Wessel, Gansfort in Groningen wagte es, die Mißbräuche der Kirche anzugreifen.

Da schlugen in den letzten Monaten des Jahres 1518 die Flammen der Reformation auch nach den Niederlanden hinüber. Der Name Luthers war bald auf aller Lippen. Im ganzen Lande wurden seine Schriften verbreitet, übersetzt und eifrig gelesen. Die Geistlichkeit erhob drohend ihre Stimme. „Die Kanzeln erdröhnten von ihren Flüchen.“ Umsonst. An vielen Orten fand Luther Anhänger auch unter Geistlichen. Die Schrift von Johann von Goch über die „christliche Freiheit“ wirkte in gleichem Sinne. Da erschien am 29. April 1522 das Edikt des Kaisers, durch welches nicht nur die Schriften Luthers verboten, sondern auch alle hartnäckigen Ketzer mit Aburteilung und Exekution bedroht wurden. Das war das Dekret, mit welchem Karl V.

seinen Schergen das Schwert der Verfolgung in die Hand gab. „Er kannte den Schild nicht, mit dem die Ketzer sich vor seinem blutigen Schwerte decken würden, selbst wenn es ihnen Freiheit und Leben kosten würde, — den Schild des Glaubens.“ Trotz der strengen Maßregeln, die der Kaiser durch den energischen, grausamen, gewissenlosen, nebenbei sittlich-verdächtigten Oberrichter Frangois van der Hülst fassen ließ, ist dennoch der Kampf gegen die neue Lehre von Seiten der Obrigkeit in den drei Jahren von 1522 bis 1525 aus verschiedenen Gründen ohne nennenswerte Erfolge geführt worden. Die Bewegung fand Eingang bei dem ganzen Volk, bei Handwerkern, Geistlichen, Klosterbrüdern, Gelehrten und hohen obrigkeitlichen Personen.

Jetzt aber, vom Jahre 1525 an, faßte Karl V. den Entschluß, die Unterdrückung der Reformation in seinen Erblanden mit aller Entschiedenheit durchzusetzen. Seine strengen Verbote richteten sich besonders gegen die Verbreitung ketzerischer Bücher und Flugschriften, gegen die Aufnahme entlaufener Klostergeistlichen und gegen die Abhaltung von geheimen Konventikeln. Die Gefängnisse des Landes, vornehmlich die Voorpoort im Haag, füllten sich mit Verhafteten. In Nordbrabant, in Seeland, in Nord- und Südholland loderten die Flammen der Scheiterhaufen empor. Der Tod der Statthalterin Margarethe am 1. Dezember 1530 hatte keine Änderung in jenem Vorgehen zur Folge. Ihre Nachfolgerin Maria von Ungarn, die Schwester des Kaisers, früher der Reformation günstig gestimmt, wagte es nicht, ihrem Bruder Widerstand zu leisten, der bei seiner Abreise zu ihr gesagt hatte: „Ich erkläre Euch, wenn ich Vater, Mutter, Schwester, Weib und Kind von der lutherischen Ketzerei angesteckt wüßte, so würde ich sie für die größten Feinde halten.“ Unter diesen Verhältnissen ließen sich viele der Evangelischen zum Abfall verleiten; ihre Prediger und Führer flohen zum Teil ins Ausland, wo der Protestantismus unter dem Schutz der Fürsten stand. Die Zurückbleibenden suchten ihren Trost in der Bibel, fühlten sich als Mitglieder einer obern, von Gott erfüllten Gemeinde und warteten auf die Wiederkunft ihres Herrn, der ihnen seliges Leben bringen würde. Der Protestantismus war in den Niederlanden um das Jahr 1531

für zwei Jahrzehnte fast ganz unterdrückt, eine Erscheinung, die aber dennoch dazu gedient hat, eine neue Epoche in der kirchlich-religiösen Entwicklung des Landes herbeizuführen.

Das von den Evangelischen verlassene Gebiet wurde jetzt von Männern eingenommen, die ohne weltliche Berechnung, frei von jeder Todesfurcht, erfüllt von glänzendem Eifer, das Volk in Massen für sich zu gewinnen wußten. Anabaptisten, Wiedertäufer hießen sie im Munde des Volkes; sie selbst haben sich auch in den Niederlanden Bundgenossen genannt. Mag auch ihre Abstammung von den Waldensern des Mittelalters nicht nachzuweisen sein, so ist dagegen mit Sicherheit anzunehmen, daß die eigentümlichen Anschauungen der Bundgenossen oder Täufer nur die Fortführung der Ideen jener älteren Reformpartei sind. Nach einer Mitteilung des Ottius, eines der bestunterrichteten, aber auch erbittertsten Beurteiler der Anabaptisten, haben aus Süddeutschland und aus der Schweiz vertriebene Prediger der Täufer die neue Lehre nicht nur am Niederrhein und in Westfalen, sondern auch in Friesland und Holland verkündigt. Hier haben sie zahlreiche Mitarbeiter gefunden, die durch die Predigt der Buße, der Gnade, der Liebe, sowie durch ihr begeistertes, todesmutiges Auftreten die Herzen vieler, besonders der Armen und Geringen eroberten. Bald sammelten sich in Maastricht, in Antwerpen, in Amsterdam, in Nordholland, Seeland und Ostfriesland ihre Anhänger, von der Obrigkeit als „Luthryanen“ bezeichnet und behandelt. Infolge der Unterdrückung der Reformation seit dem Jahre 1525 schlossen sich auch viele Evangelische ihnen an; so in Utrecht, Deventer, Leeuwarden, auf Walcheren, in Nord- und Südholland. Der Übertritt wurde fast zur Regel.

Im Jahre 1530 kam Jan Volkerts Trypmaker, vorher in Emden der Schüler und Nachfolger Hofmanns, nach Amsterdam und gründete die dortige Gemeinde und rief eine tiefe Bewegung der Geister hervor. Ketzerische Lieder ertönten in den Türen und auf den Straßen. Trypmaker, von der Obrigkeit als verdächtig verfolgt, stellte sich selbst und wurde mit neun anderen am 5. Dezember 1531 im Haag enthauptet. In demselben Jahre hat auch Sicke Snyder

(eigentlich Sicke Freeriks), in Emden von Trypmaker getauft, in Leeuwarden den Märtyrertod erlitten. Inzwischen nahm die Gemeinde in Amsterdam gewaltig zu. Im Winter von 1534 auf 1535 wurden täglich mehr als hundert Personen getauft, so daß die Zahl ihrer Mitglieder 3500 betrug.

In anderm Geiste als Hofmann und Trypmaker, die bei aller Neigung zur Schwärmerei doch stets zum Frieden und zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnten, hat Jan Matthys auch schon in Holland gewirkt. Er ist der eigentliche Urheber des fanatischen, auf ein irdisches Reich gerichteten Sinnes unter den Täufern. Seine Anhänger zeigten sich im Dezember 1533 in Friesland, wo sie die baldige Wiederkunft Christi und die Aufrichtung seines Reiches verkündigten. Die Frucht einer weitgehenden Verschwörung war der Anschlag und Handstreich gegen Amsterdam, der eine Überrumpelung der Stadt durch die Täufer bezweckte. Angezettelt war dieser Plan in Münster, ausgeführt sollte er werden durch einen nach Holland entwichenen Flüchtling Johann van Geel. Am Abend des 11. Mai 1535 besetzten 500 bewaffnete Täufer das Rathaus, erstachen den Bürgermeister, konnten ihre Stellung aber nicht aufrechterhalten und wurden in der Nacht nach einem blutigen Kampf mit der Bürgerschaft vollständig überwunden und aufs grausamste bestraft. Zu den von Münster aus getroffenen Maßregeln gehört auch der Aufruf, daß in vier verschiedenen Gegenden, in Jülich, Aachen und Limburg, in Holland und Niederland sowie in Friesland die Täufer sich aufmachen, sammeln und zum Entsatz von Münster herbeiziehen sollten, ein Plan, der teilweise zur Ausführung kam.

In Verbindung damit steht vielleicht die Tatsache, daß am 28. März, am ersten Ostertag des Jahres 1535 etwa 500 Täufer sich des sogenannten „Alten Klosters“ bei Bolsward in Friesland bemächtigten und dasselbe besetzt hielten. Es war ein starkes Gebäude, mit einem Ziegelwall befestigt und von vier Gräben umgeben. Sogleich machte der kaiserliche Statthalter Georg Schenk von Tautenberg sich zur Belagerung fertig. Acht Tage lang dauerte die heftige Beschießung und Erstürmung. Da, am 7. April, nachdem an fünf Stellen Bresche gelegt war, „ließ ich“, sagt der

Befehlshaber, „ungefähr drei Stunden darauf stürmen und mit der Hilfe Gottes nach der Sonnen Untergang mit einem harten Sturm das Kloster erobern.“ Von den dreihundert Verteidigern blieb der größte Teil auf der Walstatt. 62 Männer und 70 Frauen wurden gefangen genommen, von den ersteren 39 mit dem Schwerte getötet, von den anderen viele ertränkt. Johann van Geel war vorher nach Amsterdam entkommen.

Bis zu diesem Punkt war die Entwicklung des Täufer­tums gekommen, als ein Mann auftrat, dessen Wirken für die fernere Entwicklung desselben von größter Bedeutung gewesen ist, Menno Simons. Sein Geburtsort ist Witmarsum, ein Dorf in Friesland, in der Nähe von Bolsward, etwa 1¹/_a Stunde vom Meer entfernt gelegen. Als sein Geburtsjahr wird jetzt, besonders nach den Forschungen von De Hoop-Scheffer das Jahr 1492 angenommen. Nachdem Menno, der Sohn eines einfachen Landmannes, auf einer der Klosterschulen des Landes sich die nötige Vorbildung, auch Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache verschafft hatte, wurde er 1515 oder 1516 in einem Nachbardorf von Witmarsum, in Pingjum als Vikar angestellt. Über sein Leben von da an bis zu seinem Austritt aus dem Papsttum (1536) gibt genauere Auskunft die später von Menno im Jahre 1554 verfaßte Schrift: *Uitgang uit het pausdom van Menno Simons*, ein Büchlein mit bewundernswerter Selbsterkenntnis und Aufrichtigkeit geschrieben. In dieser Zeit hat er die hl. Schrift, wie er sagt, nie gelesen oder angerührt, aus Furcht, dadurch verführt zu werden. Über sein Leben schreibt er, daß er es damals in leichtfertiger Weise, mit Trinken und Spielen zugebracht habe, ebenso wie viele Geistliche in seiner Zeit. Dennoch war ein nach Wahrheit suchender Geist in ihm. Schon im ersten Jahr seiner Amtsführung beschlichen ihn Zweifel an der Lehre von der Brot- und Weinverwandlung, Zweifel, die damals das Herz manches Priesters in Friesland beschwerten. Er hielt sie anfangs für Einflüsterungen des Teufels, beichtete, betete und nahm dann die hl. Schrift zur Hand. Durch sein fortgesetztes eifriges Studium der Bibel erwarb er sich bald den Namen eines evangelischen Predigers. Als um das Jahr 1528 Luthers Schriften in ganz Friesland verbreitet

wurden, auch die weniger bekannte „Erneuerung der Nördlinger Kirche“, in welcher den Eltern die Wahl zwischen Kindertaufe und Erwachsenentaufe frei gegeben wird, ist die Aufmerksamkeit Mennos wahrscheinlich schon damals auf den letzteren Punkt hingelenkt worden.

Es kam hinzu, daß er im Jahre 1531 von dem Märtyrertode von Sicke Freeriks in Leeuwarden hörte. Bald nach jenem Ereignis, nachdem Menno 15 Jahre in Pingjum gewesen war, gab er seine Stelle dort auf und wurde Pastor in seinem Heimatsort Witmarsum, nach seinem eigenen Bekenntnis „aus Gewinnsucht und aus Begierde nach einem berühmten Namen.“ Freilich auch hier beschäftigten ihn die Gedanken inbetreff der Früh- oder Spättaufe. Er las die Schriften der Reformatoren, fand aber keine triftigen Gründe für die erstere, war vielmehr der Überzeugung, „daß er betrogen war.“ Im übrigen war er damals schon nach seinen eigenen Worten, ein evangelischer Prediger, der seiner Herde die papistischen Greuel aufdeckte, die Wandlung des Brotes und die Kindertaufe als Irrlehre betrachtete, wie so mancher andere „sakramentarische“ Prediger dort im Norden, der aber dennoch seine Stellung in der Kirche nicht aufgab. Freilich ernst und düster ist das Bild, das Menno von seinem damaligen Leben entwirft. Er sagt: „In Witmarsum habe ich ohne Geist und Liebe über des Herrn Wort gesprochen, wie alle Heuchler tun und habe dabei in einem unreinen, fleischlichen Leben nichts als Genuß und Menschengunst gesucht, wie gemeinlich alle tun, welche auf demselben gleichen Schiffe fahren.“ Es ist wohl anzunehmen, daß dieses Selbsturteil durch den gewaltigen Bruch bei seiner Bekehrung etwas verschärft worden ist.

Mehr freilich noch als gegen die papistischen Irrlehren wandte sich Menno gegen die schwärmerischen Ideen von der Wiederkunft Christi, vom Schwert und irdischen Königreich, welche sich mit dem seit dem Jahre 1532 auch in der Nähe von Witmarsum verbreiteten Anabaptismus verbanden. Mit aller Entschiedenheit warnte er vor der Verführung durch die im Jahre 1533 in Friesland auftretenden Anhänger von Jan Matthys. Als das von Rothmann verfaßte „Büchlein von der Rache“ im Winter

des Jahres 1534 durch Jan von Geel in großen Mengen in den Niederlanden verbreitet wurde, verfaßte Menno dagegen seine erste Schrift: „Een gantsch duydelicke en de klaer bewys uyt die H. Sch, dat Jesus Christus is de rechte beloofde David in den geest -- tegen de grouweliche ende grootste blasphemie van Jan van Leyden.“ Die Echtheit der Schrift ist von Sepp bezweifelt, von Scheffer als höchst wahrscheinlich nachgewiesen worden. Bei der Abfassung dieses Buches war Menno schon ganz den Ansichten der Täufer zugetan, obschon er äußerlich noch der römischen Kirche angehörte. Da machte das jämmerliche Schicksal der auf dein Kloster Bloemkamp Belagerten seinem inneren Schwanken, seinem ganzen unhaltbaren Zustande ein Ende. Da fiel ihm, wie er erzählt, das Blut jener armen Schäflein, welche ohne rechten Hirten umherirrend, von der gottlosen Münsterschen Lehre verführt worden waren, so heiß aufs Herz, daß es ihm keine Ruhe ließ. Er empfand, daß er an ihrem Tode mitschuldig wäre, wenn er ihnen nicht den rechten Weg zeigte. Er flehte zu Gott, daß er ihm Freimut, Geisteskraft und einen tapferen Sinn verleihen wolle. „Siehe, mein Leser, also hat Gott die Gunst seiner großen Gnade an mir elendem Sünder bewiesen, mir ein neu Gemüt gegeben, mich in seiner Furcht gedemütigt, von dem Weg des Todes abgewandt und auf den engen Weg des Lebens in die Gemeinschaft seiner Heiligen barmherziglich berufen. Ihm sei Preis und Ewigkeit. Amen!“

Am 12. Januar 1536 tat Menno den entscheidenden Schritt; er schied aus der katholischen Kirche aus, indem er sein bequemes Leben mit viel Kreuz und Elend vertauschte. Nach diesem Austritt aus dem Papsttum blieb er zunächst noch eine Zeitlang in Friesland. Im August des Jahres 1536 fand zu Bocholt in Westfalen, nördlich von Wesel in der Nähe der holländischen Grenze, eine zahlreiche Versammlung von Abgesandten der Bundgenossen oder Täufer statt. Vier Parteien waren vertreten: die Münsterschen, die Batenburger, sogenannt nach Johann von Batenburg, früherem Bürgermeister von Steenwyk, die Melchioriten, Anhänger des in Straßburg gefangenen Melchior Hofmann, endlich die Obbeniten, Schüler des Obbe Philips von Leeuwarden.

Menno nahm an dieser Versammlung nicht teil. Die streitigen Punkte, um die es sich handelte, betrafen die Natur des Reiches Gottes und das Wesen der Ehe. Die radikalen Parteien, die Münsterschen und die Batenburger forderten die Aufrichtung des Reiches Gottes mit Gewalt und Schwert und die Einführung der Vielweiberei; die anderen hatten gemäßigtere Anschauungen; dem anwesenden David Joris, einem Glasmaler aus Delft, gelang es, eine Art von Vergleich herbeizuführen. Man einigte sich dahin, daß man in den streitigen Lehren einander tragen, im übrigen aber von der Rache, von der angemäßen richterlichen Gewalt, von der eigenmächtigen Strafe an Leib und Leben und anderem absehen wolle.

David Joris hat sich im Dezember desselben Jahres unter Berufung auf Eingebungen und Visionen zum Haupt einer besonderen Partei aufgeworfen. Er war ein freisinniger, schwärmerischer, nicht immer aufrichtiger, zwiespaltiger Geist, hat später in Basel unter dem Namen eines Junkers Johann von Brügge in Ruhe und Überfluß gelebt, während seine Anhänger in Priesland darbteten oder als Märtyrer starben. Als man ihn drei Jahre nach seinem Tode als den Erzketzer David Joris erkannte, hat man seine Leiche durch den Henker öffentlich verbrennen lassen.

Da die stillen, gemäßigten Obbeniten dem schwärmerischen Geist der Versammlung zu Bocholt widerstrebten und ihren Anhang durch Anstellung von Ältesten oder Bischöfen zu verstärken suchten, so wandten sich sechs oder acht Männer derselben im Dezember 1536 oder im Januar 1537 an Menno mit der Bitte, „er möge sich doch der Not so vieler gottesfürchtigen Seelen annehmen; sei doch der Hunger nach Gottes Wort so groß und der getreuen Haushalter so wenige.“ Eine Zeitlang hat er im Hinblick auf seine Schwäche und die seiner wartenden Kämpfe geschwankt, dann, durch Gebet erleuchtet und gestärkt, hat er sich zu Groningen von Obbe Philips die Hände auflegen, d. h. sich das Amt eines Ältesten (Bischofs) übertragen lassen. Eine genaue Angabe der Orte und Gegenden, wohin M. sich zunächst gewandt hat, ist nicht möglich. Am wahrscheinlichsten ist sein Aufenthalt in Groningen und Ostfriesland. In beiden Ländern hat er schon

im Jahre 1537 gelehrt und getauft. In der Zeit von 1541—1543 wirkte er in Amsterdam und in Nordholland. Seine Beziehung zu der Gemeinde zu Amsterdam ist ersichtlich aus den beiden Briefen, die er an die Brüder und Schwestern daselbst gerichtet hat, um sie vor papistischen Irrlehren zu warnen und zum Besuch der Pestkranken zu ermahnen.

Inzwischen war Menno bemüht, auch durch seine Schriften einen heilsamen und gesegneten Einfluß auf seine Glaubensgenossen auszuüben. Die ersten dieser Schriften sind die vorzüglichsten und darum auch am meisten neu aufgelegt worden. Im Jahre 1538 schrieb er drei erbauliche Traktate „von der geistlichen Auferstehung“, „von der himmlischen Geburt und der neuen Creatur“ und „von dem rechten Christenglauben.“ Im Jahre 1539 erschien das sogenannte Fundamentbuch, in welchem er die Hauptstücke des christlichen Glaubens behandelt, vor der verdorbenen Sekte der Davidjoristen warnt und die Obrigkeit bittet, seine Anhänger nicht mit den rebellischen Wiedertäufern zu vermengen. Das Buch hat von jeher und mit Recht als Menno's ausführlichste und bedeutendste Schrift gegolten. In demselben Jahre erschien: Eine sehr liebliche Meditation mit vielen christlichen Anweisungen über den XXV. Psalm, „wohl die beste Schrift Menno's, eine in Form inniger Herzenergießungen zu Gott gehaltenen Paraphrase des Psalms, tief und einfach empfunden.“ (Cramer).

Das Leben von Menno war um diese Zeit keineswegs sicher gestellt. Schon der Verkehr mit ihm brachte die Betreffenden in die größte Gefahr. Zwei Brüder, die in Witmarsum ihn beherbergt hatten, wurden deshalb hingerichtet. Ein anderer, Tjaard Reinders, erlitt aus demselben Grunde zu Leeuwarden den Tod. Aus einem Bericht der Kaiserlichen Räte in Friesland an die Statthalterin Königin Maria erhellt, daß man im Jahre 1541 einen Preis auf seine Gefangennahme gesetzt hatte. Bald nachher am 7. Dezember des Jahres 1542 wurde in ganz Friesland ein Plakat verbreitet des Inhalts: „daß niemand den Herrn Menno Simons mag beherbergen, bewirten und begünstigen noch mit ihm verkehren und seine Bücher besitzen bei Verlust von Leben und Gut, dagegen sollten diejenigen, die

ihn ergriffen und an den Hof von Priesland überlieferten, eine Belohnung von hundert Karolus-Gulden genießen."

Durch dieses Plakat in seiner Wirksamkeit gehemmt oder lahm gelegt, begab sich Menno nach der Stadt Emden. In Ostfriesland hatte sich um jene Zeit unter Graf Edzard I. die Reformation bahngebrochen. Seine Schwiegertochter Anna, die Gemahlin seines Sohnes und Nachfolgers Enno I., huldigte der reformierten Lehre und brachte Emden in den guten Ruf, „eine Herberge der unterdrückten und vertriebenen Gemeinden zu sein". Sie berief den polnischen Edelmann Johann a Lasco als reformierten Prediger nach Ostfriesland, um die kirchlichen Verhältnisse daselbst zu ordnen, a Lasco hatte nicht nur die Absicht, Lutheraner und Zwinglianer zu vereinigen, sondern suchte auch die Taufgesinnten in den Verband seiner Kirche aufzunehmen. Als nun Menno Simons auf der Flucht aus den Niederlanden 1541 nach Emden kam, fand in der sog. Klunderburg, einem städtischen Gebäude, ein Religionsgespräch statt, welches 3—4 Tage dauerte. Man disputierte über die Menschwerdung Christi und die Zweinaturenlehre, über Taufe, Erbsünde, Heiligung und die Berufung der Prediger. Das Gespräch endigte freundschaftlich, aber führte, wie gewöhnlich, zu nichts. Menno übersandte zur Begründung seiner Lehre an a Lasco eine in lateinischer Sprache abgefaßte Schrift, welche a Lasco 1545 erwiderte.

Während dieser Streitigkeiten wurden die Täufer in Ostfriesland von einem harten Schlag betroffen. Nachdem man in Brüssel schon lange mit großer Unzufriedenheit die Zunahme der Ketzer, besonders in Emden beobachtet hatte, erschien im Jahre 1544 von der Statthalterin der Niederlande, Maria von Ungarn, ein „zugespitztes" Schreiben, das heftige Klage über die geduldeten Zustände führte und die sofortige Ausweisung der Täufer verlangte. Nur durch die Dazwischenkunft von a Lasco gelang es, bei der Gräfin Anna soviel zu erwirken, daß das Mandat nur auf die Unruhstifter und Schwärmer unter den Täufnern angewendet wurde. Nachdem Menno schon im Jahre 1544 sich eine Zeit lang in Köln aufgehalten hatte, begab er sich im folgenden Jahre dorthin, um in Anbetracht der günstigen

Zustände daselbst eine Zuflucht für sich und seine Familie zu suchen.

Köln war schon damals eine reiche, mächtige Handelsstadt, Sitz einer Universität und eines Erzstifts, die treueste Tochter der römischen Kirche, aber zugleich Vorort der Waldenser des Mittelalters. Luthers Lehren wurden hier schon früh verbreitet, aber auch bekämpft, und seine Schriften 1520 verbrannt. Hier starben Ciarenbach und Fliesteden 1527 den Märtyrertod. Hier sammelten sich um dieselbe Zeit die Anhänger von mancherlei Religionsgemeinschaften, besonders auch Täufer, die mit ihren Genossen am Niederrhein, im Jülichschcn, in regem Geistesverkehr standen. In Köln hatte damals der Erzbischof Hermann von Wied durch seine kirchlichen Reformversuche besondere Bedeutung erlangt. Geboren im Jahre 1477 als der dritte Sohn des Grafen Friedrich I. von Wied, zum geistlichen Stand in Köln erzogen, ohne gelehrte theologische Kenntnisse, aber ein eifriger Jäger, wurde er 1515 als Erzbischof eingesetzt und vollzog 1520 die Krönung Karls V. zu Aachen. Anfangs ein Gegner der Reformation, stimmte er auf dem Reichstage zu Worms für die Inachterklärung Luthers, ließ in Köln die Schriften desselben verbrennen, ermahnte zur Strenge gegen die Täufer, kam aber dann durch seine Beziehungen zu den Humanisten, die er an seinen Hof zog, auf andere Anschauungen. In klarer Erkenntnis der vielfachen kirchlichen und religiösen Schäden und Mißbräuche in seinem Bistum, faßte er, schon zu höherem Alter gelangt, den ernstesten Entschluß, eine durchgreifende Reform in seinem Gebiete zur Ausführung zu bringen, dabei unterstützt von seinem Berater, dem Juristen Johann Gropper. Im Jahre 1536 fand auf seine Veranlassung die Beratung eines Provinzialsynodals statt, dessen Beschlüsse ihn aber nicht befriedigten. Zu derselben Zeit trat er in Verhandlungen mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, sowie mit protestantischen Gelehrten, berief später den Straßburger Reformator Buzer nach Bonn, der dort wiederholt im Münster predigte. Auf Veranlassung des Erzbischofs kamen Buzer und Melancthon nach Köln und bearbeiteten dort im Jahre 1543 einen Entwurf zur Reform des kirchlichen Lebens, mit dessen Ein-

führung sogleich begonnen wurde. Karl V. war über dieses Vorgehen verstimmt und erbittert. In seinem Arger darüber hat er während des Reichstages zu Speier spöttisch bemerkt: „Wie soll der gute Herr reformieren? Er kann kein Latein, hat sein Leben lang nicht mehr als drei Messen gelesen; er kann das Confiteor nicht.“ Der Unwille des Domkapitels und der Geistlichkeit stieg aufs höchste. Infolge einer Appellation an den Kaiser erhob dieser Einsprache in Rom und brachte es dahin, daß Hermann von Wied von dem Papste Paul III. exkommuniziert, seiner erzbischöflichen Würde für verlustig erklärt und daß statt seiner der streng katholische Adolf von Schaumburg eingesetzt wurde. Noch vor dem für die Protestanten so unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Krieges von dem Kaiser mit Gewalt bedroht, legte Hermann von Wied im Februar 1547 freiwillig sein Amt nieder und zog sich auf seine Besitzungen nach Wied zurück, wo er im hohen Alter von 76 Jahren gestorben ist. So scheiterten die Reformversuche dieses edeldenkenden, von seinen Feinden vielgeschmähten Mannes.

Aus einem Bericht des Drostens Wilhelm von Rennenberg, jenes eifrigen Beförderers der Reformation in der Stadt Kempen bei Krefeld — er war Neffe des Hermann von Wied — geht hervor, daß Menno Simons schon 1544 im Erzstift Köln sich aufhielt und im folgenden Jahre für die Verbreitung seiner Lehre daselbst wirkte. Johann a Lasco schreibt an den reformierten Prediger Albert Hardenberg in Kempen: „Ich weiß, daß Menno sich jetzt am meisten im Bistum Köln aufhält.“ Menno versuchte auch in reformierten Kreisen seinen Ansichten Eingang zu verschaffen. So bot er den Gelehrten und Predigern von Bonn, unter der Bedingung freien Geleites, ein Religionsgespräch an, wurde aber auf Anraten a Lascos abgewiesen. Auf eine Anfrage in Wesel erhielt er die Antwort: „Man würde den Scharfrichter mit ihm handeln lassen.“ Im übrigen spricht Menno in anerkennender Weise von dem Erzbischof, der ihn mit Nachsicht geduldet zu haben scheint. Ohne Zweifel hat er in der Gegend von Köln als Hauptlehrer der Taufgesinnten seine Sache entschieden vertreten und verteidigt. Im Jahre 1562 zählte die Kölner Gemeinde über

hundert Mitglieder. Das sogenannte „Konzept von Köln," eine Einigungsformel, im Jahre 1591 aufgesetzt, war von zahlreichen Predigern der Gemeinden am Niederrhein unterschrieben.

Leider hat die Wirksamkeit Mennos in Köln nicht lange gedauert. Als nach der Einsetzung des verfolgungssüchtigen Grafen Adolph von Schaumburg zum Erzbischof der starre Katholizismus keine Andersgläubigen duldete, mußte Menno mit seiner kranken Frau die Stadt verlassen. Er begab sich 1547 ins Holsteinische oder wahrscheinlich in die Nähe von Lübeck. Von dort aus machte er in demselben Jahre eine Reise nach Emden, wo er mit den Lehrern und Ältesten der Taufgesinnten, mit Adam Pastor, Franz Knyper, Obbe und Dirk Philips, Gillis von Aachen und wahrscheinlich mit Leendert Bouwens zusammentraf. Veranlassung zu dieser Versammlung gaben die abweichenden Lehren besonders von Pastor und Knyper in betreff der Dreieinigkeit, Menschwerdung Christi, Taufe und Ehemeidung. Da man sich nicht einigen konnte, fand in demselben Jahre 1547 ein Ältestenrat zu Goch bei Cleve statt, bei welcher Gelegenheit Pastor als Leugner der Trinität durch den Bann ausgeschlossen wurde. Das geschah im Beisein, aber ohne Mitwirkung von Menno Simons. Im Jahre 1549 finden wir diesen auf einer Reise nach Holland. Dort hatten die antitrinitarischen Ansichten der Anhänger des Bußpredigers von Italien, Bernardino Ochino, große Verbreitung gefunden. Menno warnte deshalb die Gemeinde in Groningen vor diesen Anschauungen und sandte ihr 1550 eine Schrift zu unter dem Titel: „Bekentnis über den Dreieinigen, ewigen und wahren Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist." Als um diese Zeit von den Widersachern Mennos die heftigsten Anklagen und Schmähungen gegen ihn und seine Anhänger erhoben wurden, man gab ihnen die schmeichelhaften Namen Landläufer, Hauseinschleicher, Verführer, Kinderseelenmörder, Sakramentsschänder, vom Teufel Besessene, verwahrte sich Menno dagegen in der 1552 erschienenen Schrift: „Eine wehmütige und christliche Entschuldigung und Verantwortung durch Menno Symons." Von dem großen Ansehen, das Menno damals in weiten Kreisen genoß, zeugt der rührende Brief, den er im Jahre 1558 an die Frau von

Leendert Bouwens schrieb, als diese ihn gebeten hatte, er möge ihren Mann zur Verzichtleistung auf das diesem angetragenen Ältesten-Amt in Emden veranlassen.

Im Winter von 1543—1544 befand sich Menno zu Wismar, wo eine kleine Gemeinde bestanden zu haben scheint. Infolge der Unterdrückung durch die englische Maria flüchteten damals die Mitglieder der reformierten Gemeinde von London (175 an der Zahl) nach Dänemark, wurden aber trotz inständiger Bitten von den Lutheranern in Kopenhagen abgewiesen, bestiegen dann beim heftigsten Sturm aufs neue ihre Schiffe, von welchen eins an der Küste von Mecklenburg bei Wismar anlangte und dort im Eise stecken blieb. Auf diesem Schiff befanden sich auch die Kinder des von Emden nach England geflohenen Johann a Lasco. Keiner der lutherischen Einwohner der Stadt kam den Bedrängten zu Hilfe. Da nahm sich Menno mit seiner Gemeinde ihrer an, gewährte ihnen Obdach und versorgte sie mit Nahrung, bis sie ihre Reise fortsetzen konnten. Leider sollte Menno wenig Dank dafür ernten. Um ihn durch das Mittel einer öffentlichen Disputation zu besiegen, ließen die Reformierten den evangelischen Prediger Micron von Norden kommen, der an zwei Tagen, am 6. und am 15. Februar, mit Menno über die Menschwerdung Christi, über Taufe, Eid, Predigerberuf und obrigkeitliche Gewalt verhandelte, am 15. Februar elf Stunden lang. An Vorwürfen und Scheltworten hat es dabei nicht gefehlt. Der sonst so gemäßigte Menno ließ sich zu den heftigsten und plumpsten Angriffen auf Microns Charakter und Ansichten verleiten und gab später im Jahre 1556 als Antwort auf eine Schrift von Micron sein Buch heraus: „Eine ganz deutliche und bescheidene Antwort auf Martin Microns unchristliche Lehre.“ Während seines Aufenthalts in Wismar hat Menno gegen die Beschuldigungen von Seiten des reformierten Predigers Gellius Faber von Emden seine ausführlichste Schrift veröffentlicht, auch deshalb bemerkenswert, weil sie wie keine andere nähere Angaben über sein Leben und die Verhältnisse jener Zeit enthält. Der Titel lautet: „Eine klare Beantwortung einer Schrift des Gellius Faber.“ Das Buch ist recht breit, stellenweise sehr scharf und bitter geschrieben. In Wismar hat im Jahre 1554 auch eine

Konferenz von Ältesten und Predigern stattgefunden, an welcher Menno Simons, Dirk Philips, Gillis von Aachen, Leendert Bouwens und noch drei andere teilnahmen; verhandelt wurde hauptsächlich über die Handhabung des Bannes und sonstige Gemeindeangelegenheiten. Obgleich die damals vereinbarten Bestimmungen zur Reinerhaltung der Gemeinden später den heftigsten Eiferern noch nicht genügten, so gingen sie doch in mancher Beziehung zu weit. Nicht durch ernste und liebevolle Ermahnungen, sondern mehr durch Bestrafung und Ausschließung gefallener Mitglieder suchte man die Gemeinden nach Christi Sinn zu gestalten. Im übrigen hat Menno diese ganze Zeit während seines Aufenthaltes in Norddeutschland dazu benutzt, die Gemeinden seiner Glaubensgenossen an der Ostsee zu besuchen; sein Ansehen war so groß, daß die Taufe daselbst fast ausschließlich durch ihn erteilt wurde.

Es war ein harter Schlag für ihn und seine Anhänger, als im Jahre 1555 am 10. August die sechs nordischen Hansastädte Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock, Stralsund und Lüneburg durch gemeinschaftlich gefaßten Beschluß sämtliche Sakramentierer aus ihrem Gebiet verwiesen. Menno fand eine Zufluchtsstätte auf dem Gute des Grafen Bartholomäus von Ahlefeld, genannt Fresenburg, zwischen Hamburg und Lübeck, eine viertel Meile von der Stadt Oldesloe gelegen. Der Besitzer stand früher in niederländischen Kriegsdiensten, hatte bei dieser Gelegenheit die Taufgesinnten als stille, fleißige, ehrliche Leute kennen gelernt und infolgedessen einige von ihnen veranlaßt, sich in dem zu seinem Gut gehörenden Dorfe Wüstenfeld anzusiedeln. Auch Menno ließ sich dort nieder, errichtete eine eigene Druckerei und erfreute sich des "kräftigen Schutzes des edelgesinnten Grafen.

Leider sind die vier letzten Lebensjahre Menno's durch die unerquicklichen, kleinlichen, vielfach mit großer Hartnäckigkeit geführten Streitigkeiten der Taufgesinnten über die Handhabung des Bannes sehr getrübt worden. Von Natur war Menno einer milderen Anschauung in dieser Hinsicht zugetan. Ein Brief, den er bald nach der Wismarer Versammlung an die streitenden Parteien richtete, bezeugt seinen gemäßigten Sinn. Auch in dem Schreiben, das er im

Jahre 1556 nach Emden richtete, warnt er vor der Anwendung äußerster Strenge. Die zunehmenden Zwistigkeiten haben sein Herz mit tiefster Betrübnis erfüllt. Leider änderte er in der letzten Zeit seine Gesinnung in dieser Hinsicht. Als die beiden selbst nicht untadeligen Ältesten Leendert Bouwens und Gillis von Aachen durch ihr rücksichtsloses Vorgehen überall, besonders unter den Taufgesinnten am Niederrhein den größten Unwillen hervorriefen, sandten die letzteren ihre Lehrer Zylis und Lemmeken zu Menno. Dieser begab sich 1557 nach Franeker und Harlingen, um seine Mitältesten für eine mildere Auffassung zu gewinnen. Umsonst. Menno, eingeschüchtert und mit dem Bann bedroht, ließ sich zu der strengeren Ansicht herüberholen. Trotz seines Alters, durch Krankheit und Leiden geschwächt, entschloß er sich zu einer Reise nach Köln in der Absicht, auch die deutschen Brüder von dem Recht seiner nunmehrigen schrofferen Anschauungen zu überzeugen. Als ihm dieses nicht gelang, schrieb er gleichsam als Widerruf seiner früheren Ansichten das Buch: „Eine gründliche Unterweisung oder ein Bericht über Exkommunikation, Bann, Ausschließung oder Absonderung der Kirche Christi. Im übrigen hat er in einem vier Wochen vor seinem Tode abgefaßten Schreiben sich anders ausgesprochen. Auf seinem Sterbebett soll er seine Zustimmung zu der Eheineidung beklagt und zu dem ihn besuchenden Bruder aus Bolsward, Alle Visscher, gesagt haben: „Werde kein Knecht der Menschen, wie ich es gewesen bin.“ Menno starb am 13. Januar 1559 im Dorfe Wüstenfeld. Seine Ruhestätte ist nicht mehr anzugeben. Das Dorf wurde im 30jährigen Kriege vollständig zerstört. Zu Witmarsum hat man ihm 1879 ein einfaches Denkmal errichtet; ebenso 1903 auf dem Mennoberge bei Oldesloe.

Über Mennos Bedeutung, Charakter und Wirksamkeit ist Folgendes zu bemerken: Obschon er den Wert der Gelehrsamkeit keineswegs unterschätzt hat, so war doch seine allgemeine und theologische Bildung nicht groß oder hervorragend. Sein Stil ist manchmal etwas breit und zu Wiederholungen geneigt, besonders wenn er über abstrakte Dinge sich mehr an die Vernunft wendet. Dagegen wird seine Sprache oft warm und eindringlich, wenn er zu Herzen

redet. Seine Gemütsart ist keine freudige und hoffnungsvolle, sondern mehr eine ernste und schwermütige gewesen. Von einem gewissen Wankelmut ist er nicht freizusprechen. Lange hat er geschwankt, bevor er 1536 den wichtigen, entscheidenden Schritt seines Lebens tat und wider Willen hat er sich manchmal von seinen strengen Mitältesten beherrschen lassen. Er war mit einem Wort kein mächtiger, großer freier Geist, dazu fehlte es ihm an der rechten Kraft und Selbständigkeit. Was wir dagegen an ihm schätzen, das ist der tiefe, sittlich-religiöse Ernst, der den Grundzug seines Wesens bildete und ihn veranlaßte, zu suchen und zu ringen, bis er die Wahrheit der hl. Schrift in seinem Innersten erfahren, den Priester völlig abgestreift hatte und ein neuer Mensch in Christo Jesu geworden war. Wir ehren an ihm seine aufrichtige, die eigenen Vorzüge fast übersehende Demut und Bescheidenheit, seine Milde, Sanftmut und Liebe, die er auch im Kampf mit seinen Gegnern sich zu bewahren wußte, seine Unermüdlichkeit und Furchtlosigkeit, mit der er Gottes Wort verkündigte, seine Geduld, Ergebenheit, Festigkeit und Beharrlichkeit unter den vielfachen Anfechtungen und Leiden seines Lebens, seinen feurigen Eifer für das Reich Gottes und die Lehre seiner Gemeinden. Die Tätigkeit von Menno Simons ist nicht zu vergleichen mit der Wirksamkeit der Reformatoren, die einen großen, weitgehenden Umschwung in dem ganzen religiösen und kirchlichen Leben ihrer Zeit hervorgerufen haben. Die Arbeit unseres Vorgängers stand vor allem im Dienst der Niedrigen, der Bedrückten und Verfolgten, die sich im stillen nach dem Licht und Trost und Frieden des Evangeliums sehnten und nichts anderes als demütige Nachfolger Jesu Christi sein wollten. Menno hat sich die Aufgabe gestellt, die damals zerstreuten und bedrängten Täufer zu sammeln und zu stärken, sie von ihren schwärmerischen Anschauungen zu befreien, sie zu dem rechten, besonnenen, praktischen Christentum zurückzuführen und also eine Gemeinde von wahren Gläubigen zu stiften, die frei von Menschensatzungen, in pietetvoller Anerkennung der hl. Schrift und vor allem auf Grund einer wirklichen Bekehrung des innersten, sündlichen Herzens ihren Glauben in einem sittlich-geheiligten, von Duldsamkeit und Liebe ge-

tragenen Wandel offenbarten. Mit Gottes Hülfe und durch Christi Gnade hat er als der Angesehenste im Kreise seiner Mitarbeiter diese Aufgabe zum großen Teil erfüllt und durchgeführt. Für das, was Menno Simons für unsere Gemeinschaft getan und gelitten hat, ist ihm die Liebe, Verehrung und Dankbarkeit seiner Anhänger mit Recht in allen Landen für alle Zeiten gesichert.

6.

Die Bewegung in den Niederlanden bis zur Beendigung der Verfolgung im Jahre 1581.

Karl V. ließ in den Niederlanden, wo er ja nicht wie in Deutschland durch die Macht der Fürsten behindert war, die Plakate gegen die Ketzer wiederholt erneuern, hauptsächlich „wegen der verdammten Sekte der Wiedertäufer.“ Zwar wurden seine Befehle nicht immer in voller Strenge durchgeführt, immerhin kam es in Friesland zu jener Zeit zu 9 Hinrichtungen, in Groningen fanden Ausweisungen statt, in Ober-Issel erlitten 12, in Amsterdam 40 Personen den Märtyrertod. Es sollte noch viel schlimmer kommen. Als Karl V. nach seinem letzten Feldzug in Deutschland, an seinem Glück verzweifelnd, durch körperliche Leiden verstimmt, von Gewissensbissen gequält, in seinem ganzen Wesen durch Schwermut verfinstert, der Herrschaft und des Lebens müde, nach den Niederlanden zurückkehrte, teilte er den in Löwen versammelten Ständen das Vorhaben seiner Abdankung mit und übertrug seinem Sohne Philipp im Jahre 1555 die Regierung des Landes. Philipp II., von Natur kalt, stolz, düster, ein echter Spanier, ohne Zuneigung und Liebe zu den Niederländern, dazu engherzig, entschlossen, jede freiere Geistesregung, alle Volksrechte und besonders den Protestantismus zu unterdrücken, ließ sofort erkennen, was man von ihm zu erwarten hatte. Nach Beendigung des ersten Krieges gegen Frankreich erfolgte zur Verstärkung des Katholizismus im Jahre 1561 die Gründung von vierzehn neuen Bistümern unter dem Primat des arglistigen, grausamen Kardinals Granvella, der nach dem Grundsatz handelte: „Lieber eine Wüste, als ein Land voll Ketzer.“ Vergebens suchte die Regentin Margarethe von Parma den König, ihren Halbbruder, zu milderer Behand-

lung der Niederländer zu stimmen. Die Wirkung war das Gegenteil: Die Einführung der Inquisition. Zur Wahrung ihrer politischen und religiösen Freiheit vereinigten sich vierhundert Edelleute des Landes und unterzeichneten im November 1565 zu Brüssel den sogenannten Kompromiß. Als sie mit einer Bittschrift vor der Statthalterin erschienen, rief einer ihrer Räte, Barlaymont, dieser zu: „Seid nicht bange vor diesen Lumpen (gueux). Seitdem nannten sich die Verbündeten „Geusen“ und trugen am Halse eine Schaumünze mit der Inschrift: „Getreu dem Könige bis zum Bettelsack.“

Mit der Einführung der Inquisition ergriff allgemeine Bestürzung das ganze Land. Es war die Stille vor dem Sturm, der alsbald losbrach. Die Anhänger der seit 1531 fast unterdrückten Reformation erhoben aufs neue ihr Haupt. Ihre Geistlichen entflamten durch ihre meistens im Freien gehaltenen Predigten die Gemüter des Volkes. Die Rederykers verspotteten durch ihre Schauspiele Papsttum und Kirche. Der Pöbel vergriff sich an Gotteshäusern und Kapellen, zerstörte Heiligenbilder, Kruzifixe und Ornamente. Innerhalb dreier Tage zählte man vierhundert verwüstete Gebäude. Die Regentin suchte immer noch zu vermitteln. Im Jahre 1567 erschien in den Niederlanden der spanische General Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, der despotische Diener seines tyrannischen Gebieters, „ein Mann, kalt wie Stein, unerbittlich wie das Schicksal, der Gott auf seinem Himmelsthron bekämpft haben würde, wenn sein Herr es befohlen hätte.“ Im Schrecken vor ihm und seinem auserlesenen Heere flüchteten über 100,000 Kaufleute und Handwerker zum größten Teil nach England. Auch der besonnene, schweigsame, entschlossene, tatkräftige Wilhelm von Oranien, das Haupt der Patrioten, begab sich ins Ausland. Seine Freunde, die Grafen von Egmont und van Hoorn, die ihm nicht folgen wollten, starben mit achtzehn anderen Edelleuten im Jahre 1568 auf dem Blutgerüst zu Brüssel. Mit unerhörter Grausamkeit suchten nun Fanatismus und Habgier ihre Opfer, also daß das Volk die berüchtigte „moderatie“ vom Jahre 1566 die moorderatie nannte. Der ganze Haß Albas wandte sich besonders gegen die Taufgesinnten. Obwohl sie damals sich möglichst still

im verborgenen hielten, ließ Alba dennoch ihnen allenthalben nachspüren, wobei es ihm nicht nur um ihren Tod, sondern auch um ihre Güter zu tun war. Die Feder sträubt sich, zu schreiben, mit welcher beispiellosen Härte und Grausamkeit man damals bis zum Jahre 1578 gegen sie vorgegangen ist, wie man sie verfolgt, eingekerkert, mißhandelt, gefoltert, geknebelt, durch Schwert, Feuer und Wasser zum Tode gebracht hat; ein fanatisches Wüten, das die neronische Verfolgung der ersten Christen weit überbietet. Einen Schiffer von Harderwyk, Hendrik Buyt, banden die Spanier an ein Fahrzeug fest, das wie sein Körper mit Teer bestrichen war, steckten es in Brand und trieben es ins Meer hinaus. Man rechnet, daß damals in den Niederlanden 2000 Personen kraft Gerichtspruches hingerichtet worden sind, unter diesen 1500 Taufgesinnte. Wie mögen die armen Verfolgten aufgeatmet haben, als nach dem Abfall der Nation der Prinz Wilhelm von Oranien im Jahre 1572 zum Statthalter von Holland, Seeland, Friesland und Utrecht erwählt wurde und dieser im Jahre darauf zu der Kirchengemeinschaft der Calvinisten übertrat. Auch den Taufgesinnten hat er sein Wohlwollen bewiesen. Als die erste holländische reformierte Synode 1574 die Obrigkeit bat, die Mennoniten nur unter gewissen Bedingungen zu dulden, hat der Oranier, eingedenk der finanziellen Unterstützung, die ihm diese bei seinem Befreiungswerke geleistet haben, die Angefochtenen unter seinen Schutz genommen. Eine im Jahre 1581 von Harlingen datierte Verordnung gab ihnen freilich nur den Rang einer geduldeten Sekte, aber in der Ausübung ihrer Religion blieben sie frei. In demselben Jahre nahmen auch die Verfolgungen derselben ein Ende.

In betreff der eigentümlichen dogmatischen Anschauungen der damaligen Taufgesinnten ist Folgendes hervorzuheben. Wie ihre Brüder in Deutschland und in der Schweiz faßten sie das Christentum zunächst und besonders von seiner praktischen Seite auf. Absonderung von der Welt, Einfachheit der Lebensweise, strenger Gehorsam gegen die Gebote Gottes und Jesu Christi, Vermeidung der Eheschließung mit den Mitgliedern anderer Parteien, das waren die Punkte, auf die sie vor allem Wert legten. Als Weg und Mittel zur Wiedergeburt betrachteten sie die Buße

und den Glauben. Indem sie aber besonders die Bußfertigkeit betonten, die durch Gottes Drohungen und Verheißungen gewirkt und mehr aus der Furcht vor der Vergeltung geboren werde, so trug diese ihre Lehre von der Wiedergeburt nicht einen ausgeprägt evangelischen, sondern mehr einen alttestamentlichen Charakter. Was die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben anbetrifft, so bekannten sie mit Bestimmtheit, daß das Leiden und Sterben Jesu Christi am Kreuz die Versöhnung und Genugtuung für der Welt Sünde sei, aber auf die Frage: unter welcher Bedingung die Verdienste Christi uns zugerechnet werden, antworteten sie nicht einfach mit dem Worte: „Glaube“, sondern betonten stets die Verbindung von Glauben und Werken, faßten also die Lehre von der Rechtfertigung mehr im sittlichen Sinne auf. Hinsichtlich ihrer Stellung zu dem Dogma der Dreieinigkeit waren sie nie im Sinne der Kirche rechtgläubig: die Persönlichkeit des heiligen Geistes lehrten sie nicht; die Wesenseinheit Christi mit Gott faßten sie nur auf als eine Einheit des geistigen, inneren, sittlichen Wesens. Im Punkte der Erbsünde behaupteten sie zwar, daß die Sünde, das Verderben und der Fluch Adams auf das ganze Menschengeschlecht übertragen worden sei, zugleich aber hoben sie diese Lehre durch die Annahme auf, daß der Tod Christi alle Schuld hinweg genommen habe. Die neu geborenen Kinder sind in einem Zustande wie Adam und Eva vor dem Falle; Gott kann sie wegen der Sünde der ersten Eltern unmöglich verdammen; sie haben überdies viel Gutes: namentlich die einfache, schlichte und demütige Art, in welcher sie Gott gefallen. (Dirk Philips.)

Im Gegensatz zu den Protestanten lehrten sie nie das geistige Unvermögen der Menschen zur Annahme des Heils, sondern räumten auch dem Gefallenen noch Willensfreiheit und Vermögen zum Vollbringen der Gebote Gottes ein. Zum würdigen Empfang der Taufe gehörte nach ihrer Überzeugung vor allem Reue, Buße, Glaube, Bekenntnis, sowie das Gelöbniß wahrer Besserung. Das Abendmahl feierten sie als ein Gedächtnismahl des Todes Christi, wodurch zugleich die Gemeinschaft mit ihm und die Liebe zu den Brüdern gestärkt wurde.

Die ältesten Taufgesinnten vollzogen auch die Fuß-

waschung, indem sie das Gebot Christi (Johannes 13) wörtlich auffaßten. Infolge von Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten kam diese Handlung bei vielen Gemeinden in Wegfall. Menno Simons spricht nur gelegentlich von der Fußwaschung, scheint sie aber nicht zu den notwendigen Kennzeichen der wahren Gemeinde gerechnet zu haben. Ein Gegenstand, der die Taufgesinnten von Anfang an viel beschäftigt, leider oft auch sehr entzweit hat, war die Ausübung der Gemeindezucht. Einig war man im allgemeinen in der Ansicht, daß der Bann zur Reinerhaltung der wahren Gemeinde notwendig, weil er dem Vorbild der Absonderung Israels von den Heiden sowie den Vorschriften des Neuen Testaments entspreche. (Matth. 18, 17; 1. Kor. 5, 11; 2. Kor. 12, 19 ff; 2. Thessal. 3, 6). Es handelte sich im besonderen um die Frage, in welchen Fällen und mit welchen Folgen er auszusprechen sei. Sollten nicht nur grobe, anstößige Vergehungen, sondern auch religiöse Irrtümer sowie Eheschließungen mit den Mitgliedern anderer mennonitischen Parteien auf solche Weise bestraft werden? Sollte in allen Fällen eine dreimalige Ermahnung der Ausschließung vorgehen, oder sollte bei groben Sünden die letztere sofort eintreten? Besonders wichtig erschien die Frage, ob die Belegung mit dem Bann nicht nur eine Trennung von der Gemeinde, sondern auch eine Scheidung zwischen Hausgenossen, zwischen Eltern und Kindern, ja selbst zwischen Ehegatten zur Folge haben müsse. Es gab eine strengere Partei, die rücksichtsloses Vorgehen verlangte; daneben bildete sich eine andere, welche die Notwendigkeit der Ehemiedung sowie des Abbruchs des bürgerlichen Verkehrs mit Ausgeschlossenen nicht anerkannte. Die Anhänger dieser letzteren Anschauungen hatten ihren Wohnsitz hauptsächlich in dem südlichen Teile von Nordholland, damals Waterland (Wasserland) genannt, daher ihr Name Waterlanders (Wasserländer). Im Geist der milder Gesinnten hatte sich Menno Simons in einem Schreiben an die Brüder in Franeker ausgesprochen (1555); ebenso in demselben Jahre in einem Brief an die Gemeinde zu Emden, wo der strenge Älteste Leendert Bouwens die Ehemiedung mit Heftigkeit vertrat. Menno war der Ansicht, daß die Ehemiedung dann, wenn

die Gemüter dadurch bekümmert oder die Gemeinden geschädigt würden, nicht mit Gewalt durchzusetzen sei.

Leider kam es unter den strengen Taufgesinnten bald zu einer Scheidung, als aus den südlichen Provinzen, besonders aus Flandern, Flüchtlinge im Norden des Landes anlangten. Sie rühmten sich gern der erlittenen Verfolgungen, waren aber ihrer ganzen Charakteranlage nach unruhig und zu Übertreibungen geneigt; leider fanden sie Anhänger bei den Nord-Niederländern und bildeten mit diesen die strengste Partei, welche alle Andersdenkenden ausschloß. Nach ihrem Heimatlande erhielten sie den Namen „Flämische“. Ihr Auftreten stieß auf Widerstand in Friesland, wo man nicht geneigt war, sich von ihnen meistern zu lassen, um so weniger als die Flämischen einige Gemeinden mit einer nicht unbedeutenden Anzahl von Armen beschwerten. Es kam (1566) zu einer geheimen Übereinkunft, nach welcher die Eingewanderten erst eine gewisse Probezeit bestehen sollten. Die Folge davon war, daß ihre Gegner sich unter dem Namen „Friesen“ zusammenschlossen. Umsonst wurden im Jahre 1568 und später 1574 Versöhnungsversuche gemacht. Wegen eines bedenklichen, nicht einwandfreien Hauskaufs, den der Älteste Thomas Bintgens in Franeker 1586 vollzogen hatte, teilten sich die Flämischen in „Alt-Flämische“ und „Kontrahauskäufer“. (Contrahuiskoopers). Auch unter den Friesen kam es wegen der Anwendung des Banns zu einer Teilung in „Alte oder Harte“ und in „Junge oder Sanfte Friesen“ (1589). Wahrlich ein unerquickliches Bild! Erst als bald nacheinander drei verschiedene Bekenntnisse, das „vom Ölzweig“, das von „Jan Cents“ und das von „Adrian Cornel'ssoon“ erschienen, wurde um das Jahr 1632 eine Einigung der Parteien innerhalb der Streggesinnten zustande gebracht. Im Glauben und in der Voraussetzung, mit diesen Bekenntnissen auf dem Grunde der Lehre von Menno Simons zu stehen, nannten sich Flämische und Friesen Mennoniten.

Ein Glück für die Wasserländer ist es gewesen, daß sie sich von Spaltungen und Trennungen in ihren Kreisen fern gehalten haben. Als die Anhänger der gemäßigten und milderen Partei waren sie der Ansicht, daß niemand wegen abweichender Anschauungen hinsichtlich

solcher Lehren, von welchen nicht die Seligkeit oder Verdammnis abhängt, mit dem Bann zu belegen sei. Den Verkehr mit Andersdenkenden sowie die Beschäftigung mit weltlichen Angelegenheiten mieden sie nicht ängstlich. Sie waren es, welche im Jahre 1572 den Prinzen von Oranien mit namhaften Geldmitteln unterstützten. Angezogen von ihrer Verträglichkeit schlossen sich ihnen u. a. die „Jungen Friesen“ an (1594). Nach dem Jahre 1581 nahmen sie keinen Anstand, ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden. Wegen ihrer weitherzigen Anschauungen haben die Flämischen ihnen eine Zeit lang den nicht sehr schmeichelhaften Namen „Dreckwagen“ gegeben. Im Bewußtsein ihrer Abweichung von Menno Simons und besonders von Dirk Philips und Leendert Bouwens, pflegten sie sich Taufgesinnte zu nennen. Die vorhin geschilderten Streitigkeiten und Spaltungen dienten unsern Glaubensgenossen in Holland nicht zum Segen. Mit Recht aber hebt Craandyk hervor: „Eine der Lichtseiten ist es, daß doch durchgehends in diesem Streit ein lebendiges Gefühl für Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit und Sittlichkeit sich offenbart, und eine andere, daß es nie an Männern fehlte, die den Frieden bewahren wollten und die Spaltung, die sie nicht verhindern konnten, ernstlich bedauerten.“